Licht und Finsterniß

oder

Geheimnisse des Lebens.

Von

Mrs. Crowe,

Verfasserin von „Susanne Hopley“, „Lilly Dawson“, „Linny Lockwood“, „Die Nixen“ u. s. w.

In's Deutsche übertragen

von

A. Kretzschmar.

Erster Band.

Wurzen,
Verlags-Comptoir.
1857.



Licht und Finsterniß

oder

Geheimnisse des Lebens.

Von

Mrs. Crowe,

Verfasserin von „Susanne Hopley“, „Lilly Dawson“, „Linny Lockwood“, „Die Nixen“ u. s. w.

In's Deutsche übertragen

von

A. K[illegible]tzschmar.

Erster Band.

Wurzen,
Verlags-Comptoir.
1857.



Licht und Finsterniß

oder

Geheimnisse des Lebens.

Von

Mrs. Crowe,

Verfasserin von „Susanne Hopley“, „Lilly Dawson“, „Linny Lockwood“, „Die Nixen“ u. s. w.

In's Deutsche übertragen

von

A. Kretzschmar.

Erster Band.

Wurzen,
Verlags-Comptoir.
1857.



Licht und Finsterniß

oder

Geheimnisse des Lebens.

Von

Mrs. Crowe,

Verfasserin von „Susanne Hopley", „Lilly Dawson", „Linny Lockwood", „Die Nixen" u. s. w.

In's Deutsche übertragen

von

A. Kretzschmar.

Erster Band.

Wurzen,
Verlags-Comptoir.
1857.

Licht und Finsterniß.

Erster Band.

Die Anklage.

Erstes Kapitel.

Es sind jetzt ziemlich dreihundert Jahre her, daß im südlichen Frankreich, nicht weit von Toulouse, eine Familie, Namens Chateauroux, existirte. Gleich einigen andern vornehmen Familien dieses Landes führte sie ihre Ahnen bis wenigstens auf die Sündfluth zurück. Nichts konnte überzeugender sein, als ihr Stammbaum. Unglücklicher Weise aber war es so ziemlich noch der einzige Baum, den sie besaß, und das Pergament, auf den er gezeichnet war, hätte beinahe hingereicht, den ihnen noch gebliebenen Ueberrest der ursprünglichen Stammgüter zu bedecken. Die Familie war allerdings früher reich gewesen, aber Ausschweifung und Verschwendung einerseits und mehrmals vorgekommene Güterconfiscationen und

Geldstrafen wegen politischer Vergehen andererseits hatten den Reichthum allmählig in Armuth verwandelt, die schlimmste Gattung der Armuth, nämlich die, welche von einem hochtrabenden Titel und aristokratischen Prätensionen begleitet ist.

Der Besitzer dieses nur noch in der Einbildung beruhenden Glanzes, zur Zeit, wo unsere Geschichte anhebt, hieß Joachim — Graf Joachim von Chateauroux. Wie alle französischen Edelleute in früherer Zeit, gehörte er der Armee an und hatte im Gegensatze zu vielen seiner Standesgenossen viele Affairen mitgemacht. Er war ein würdiger Mann, der mit vieler Liebe an seinem Weibe und seinem einzigen Sohne Philibert hing — die beiden Namen Joachim und Philibert waren nämlich in der Familie erblich — und er wäre ein glücklicher und zufriedener Mann gewesen, wenn er sich nicht fortwährend in pecuniairen Schwierigkeiten bewegt und eine schlimme Zukunft für seinen geliebten Sohn gefürchtet hätte, den natürlich noch größere Schwierigkeiten erwarteten, als die, mit welchen der Vater zu kämpfen hatte. Da es unter der Würde eines so vornehmen Geschlechtes war, irgend eine einträgliche Beschäftigung zu treiben, so verschlimmerten sich ihre Umstände unvermeidlich mit jeder Generation mehr, wenn ihnen nicht etwa zufällig

durch eine vortheilhafte Heirath wieder aufgeholfen ward.

Gelegentliche Verbindungen mit reichen Erbinnen hatten sonach bis jetzt ganz allein die Chateauroux vom gänzlichen Untergange gerettet; ihr Familienstolz aber und der Wunsch, die Reinheit ihres Blutes aufrecht zu erhalten, hatten in Bezug auf diese heilsamen Infusionen ihnen sehr im Wege gestanden, denn sie wollten von keinem durch Handelsgeschäfte erworbenen Vermögen Etwas wissen und ihren Söhnen nur die Verbindung mit Erben hochadeliger Familien gestatten, nach denen aber freilich zu viel Nachfrage war, als daß sie so leicht zu haben gewesen wären.

Was den Grafen Joachim selbst betraf, so hatte er Nichts gethan, um die finanziellen Verhältnisse seines Hauses zu verbessern. Er hatte sich, während er im Kriegsdienste von daheim abwesend war, verheirathet und seine Gattin ward erst nach dem Tode seines Vaters in Chateauroux gesehen. Er ward plötzlich nach Hause gerufen, um den alten Grafen sterben zu sehen, und einige Zeit nachher kam seine Gemahlin, anscheinend sehr krank und in großer Betrübniß.

Und allerdings war auch Grund genug dazu vorhanden, denn sie hatte ihre Reise in jener aller-

entsetzlichsten Periode der französischen Geschichte, während der Tage der Pariser Bluthochzeit, unternommen. In Limoges war sie in der Nacht von Mördern überfallen worden, welche ihr ihren kleinen Sohn aus den Armen gerissen und ermordet hatten, während sie selbst auf fast wunderbare Weise mit dem Leben davon gekommen war und unter unendlichen Gefahren die Heimath ihres Gatten erreicht hatte.

Im Laufe der Zeit ward indessen ein zweiter Sohn geboren, um die Aeltern über den Verlust des ersten zu trösten, und er ward nun der Mittelpunkt aller ihrer Hoffnungen und Sorgen.

Die Mutter lebte jedoch nicht lange mehr, um die Sorgen zu theilen. Sie erholte sich nie wieder von den Folgen jener furchtbaren Nacht, und die Sorge für den Knaben fiel bald ganz allein dem Vater anheim.

Obschon Niemand genau wußte, aus welcher Familie die Dame stammte, welche Graf Joachim geheirathet hatte, so nahm man doch allgemein an, daß diese Verbindung seinen Verwandten sehr anstößig gewesen war, und es war offenbar, daß sie kein Vermögen mitgebracht hatte, um für ihre übrigen Mängel zu entschädigen. Sie war außerordentlich schön und liebenswürdig, aber diese Eigenschaften

gingen blos ihren Gatten an und galten so viel wie Nichts bei seinen übrigen Verwandten, die demgemäß sie haßten und sich außerordentlich freuten, als sie todt war.

Die mißlichen Umstände des Grafen wurden indessen durch dieses von vielen Seiten herbeigewünschte Ereigniß, welches aber für ihn selbst ein sehr betrübendes war, keineswegs verbessert. Im Gegentheile ward es damit, wie sich erwarten ließ, jetzt, wo das aufsichtführende Auge der umsichtigen Hausfrau fehlte, immer schlimmer, und er mußte alles Mögliche aufbieten, um den Kopf über dem Wasser zu erhalten und seinen Sohn zu erziehen.

Die einzige Hoffnung, die ihm noch blieb, war die Vermählung dieses Sohnes mit einer reichen Erbin, und deßhalb waren seine Gedanken fast ausschließlich der Erreichung dieses wünschenswerthen Zieles zugewendet.

Die Sache war aber schwierig. Der junge Philibert fand, eben so wie früher sein Vater, nur Gefallen an Jugend und Schönheit und wollte selbst wählen, während der alte Graf, der die Schwächen seiner eigenen Jugend überlebt und vergessen hatte, über die Schwäche seines Sohnes ganz erstaunt und entrüstet war, ganz besonders, als der junge Mann sich weigerte, der Frau von Rosemont, gebornen

De la Rive, den Hof zu machen, einer Dame von untadelhafter, altadeliger Herkunft, die von ihrer eigenen Familie ein bedeutendes Vermögen geerbt hatte, überdies noch ein von ihrem ersten Gemahle ihr vermachtes bedeutendes Einkommen genoß und, mit Einem Worte, eine der reichsten Partieen in Languedoc war.

Der junge Philibert aber wollte sich, obschon er das Vermögen wünschte, sich durchaus nicht dazu verstehen, die Dame auch mit zu nehmen, und lange Zeit predigte der Vater vergebens über die verschiedenen guten Eigenschaften, welche sie besäße und über das Glück, welches er sich durch eine solche Verbindung bereiten würde.

Der Sohn antwortete hierauf, alles Dies könne sehr wahr sein, aber die Dame sei zehn Jahre zu alt und niemals schön gewesen, und überdies liebe er Emilien von Préville, die auch ein großes Vermögen besäße und ihn wieder liebe.

„Aber was hilft Dir das Alles," sagte sein Vater, „wenn sie bereits mit dem Herzoge von Tremouille verlobt ist?"

Und diese Frage war eine sehr gewichtige, denn die Töchter vornehmer französischer Familien wählen jetzt noch nicht ihre Gatten selbst und noch weit weniger war es damals der Fall. Ueberdies war nicht

die entfernteste Aussicht vorhanden, daß der Marquis von Préville von einem Bündnisse mit dem reichen Herzoge absehen würde, um seine Tochter einem armen Grafen zu geben, selbst wenn die jungen Leute zwanzig Mal verliebter in einander gewesen wären, als sie es waren.

Indessen ereigneten sich fast gleichzeitig zwei Vorfälle, welche genügten, den Widerstand des jungen Mannes gegen die Wünsche seines Vaters zu besiegen.

Erstens vermählte sich Emilie von Préville mit dem Manne, mit welchem sie verlobt war. Allerdings hätte sie lieber Philibert geheirathet; aber wenn sie darauf bestanden hätte, dies zu verlangen, so wäre sie in ein Kloster eingesperrt worden, bis sie sich eines Bessern besonnen hätte.

Deßhalb weihte sie dem Andenken ihres jungen Liebestraumes einige Thränen und fügte sich dann darein, eine Herzogin zu werden.

Philibert war einen Monat lang wüthend und verzweifelt und ging häufig und in allem Ernste mit sich zu Rathe, ob es wohl angemessen sei, wenn er sich an dem Schloßthore des Herzogs eine Kugel durch den Kopf jagte.

Ehe er jedoch hierüber mit sich einig war, ward sein Vater gefährlich krank und erhielt auf seinem

Sterbebette, nachdem er seinem Sohne seine mißlichen Umstände in ihrem vollen Umfange auseinandergesetzt, von demselben das Versprechen, daß er keine Zeit verlieren wolle, seine Bewerbung um die reiche Witwe fortzusetzen.

Und in der That, als der alte Graf todt war und der junge das Gewicht der Last zu fühlen begann, die nun auf seine eigenen Schultern übergegangen war, die Last nämlich, ein Haus zu führen, ohne die zur Bestreitung der Kosten nöthigen Mittel zu besitzen, war er bald geneigt, sich dieser Schwierigkeit durch ein so leichtes Auskunftsmittel zu entziehen.

Deßhalb begann er seine Bewerbung von Neuem, welche, da es sich hier nur um eine erheuchelte Liebe handelte, einen ziemlich glatten Verlauf hatte — denn nur der wirklichen Liebe ist es beschieden, sich durch viele Klippen und Untiefen hindurcharbeiten zu müssen.

Frau De la Rive von Rosemont war, obschon sicherlich nicht blind gegen die Beweggründe, die ihn veranlaßten, ihr den Hof zu machen, doch schwach genug, an seinen Aufmerksamkeiten Gefallen zu finden und sich dadurch geschmeichelt zu fühlen, und ließ sich durch die anmuthige Lebhaftigkeit und das angenehme Aeußere ihres Freiers fesseln.

Aus diesen Gründen war daher keine lange Belagerung nothwendig. Die Dame capitulirte nach einmonatlichem schwachem Widerstande, und nach Verlauf des zweiten ward die Vermählung mit all' dem Glanze vollzogen, welcher dem hohen Range des Brautpaares und dem großen Reichthume der Braut geziemte.

Und nun schien es ganz gewiß zu sein, daß der junge Graf von Chateauroux sehr glücklich hätte sein können, wenn er sonst gewollt hätte. Mit Jugend und Schönheit hatte er sich allerdings nicht vermählt, aber Sophie De la Rive war dennoch eine liebenswürdige, heitere, gutmüthige Frau, die seiner Verfügung über ihr Vermögen keine Schranken setzte und vollkommen geneigt war, allen Launen und Grillen den Zügel schießen zu lassen, die durch plötzlichen Ueberfluß so leicht hervorgerufen werden. Sie liebte Gesellschaft, hieß alle seine Freunde in ihrem Hause willkommen und hing in der That mit inniger Zuneigung an ihm, von dem besten Willen beseelt, ihm eine freundliche und nachsichtige Gattin zu sein.

Auf diese Weise vergingen, von der Atmosphäre der Zufriedenheit und des Wohlstandes umgeben, die ersten drei Monate sehr angenehm.

Im Laufe des vierten Monats jedoch begannen leichte Wolken über den Horizont zu ziehen. Nachdem

Sterbebette, nachdem er seinem Sohne seine mißlichen Umstände in ihrem vollen Umfange auseinandergesetzt, von demselben das Versprechen, daß er keine Zeit verlieren wolle, seine Bewerbung um die reiche Witwe fortzusetzen.

Und in der That, als der alte Graf todt war und der junge das Gewicht der Last zu fühlen begann, die nun auf seine eigenen Schultern übergegangen war, die Last nämlich, ein Haus zu führen, ohne die zur Bestreitung der Kosten nöthigen Mittel zu besitzen, war er bald geneigt, sich dieser Schwierigkeit durch ein so leichtes Auskunftsmittel zu entziehen.

Deßhalb begann er seine Bewerbung von Neuem, welche, da es sich hier nur um eine erheuchelte Liebe handelte, einen ziemlich glatten Verlauf hatte — denn nur der wirklichen Liebe ist es beschieden, sich durch viele Klippen und Untiefen hindurcharbeiten zu müssen.

Frau De la Rive von Rosemont war, obschon sicherlich nicht blind gegen die Beweggründe, die ihn veranlaßten, ihr den Hof zu machen, doch schwach genug, an seinen Aufmerksamkeiten Gefallen zu finden und sich dadurch geschmeichelt zu fühlen, und ließ sich durch die anmuthige Lebhaftigkeit und das angenehme Aeußere ihres Freiers fesseln.

Aus diesen Gründen war daher keine lange Belagerung nothwendig. Die Dame capitulirte nach einmonatlichem schwachem Widerstande, und nach Verlauf des zweiten ward die Vermählung mit all' dem Glanze vollzogen, welcher dem hohen Range des Brautpaares und dem großen Reichthume der Braut geziemte.

Und nun schien es ganz gewiß zu sein, daß der junge Graf von Chateauroux sehr glücklich hätte sein können, wenn er sonst gewollt hätte. Mit Jugend und Schönheit hatte er sich allerdings nicht vermählt, aber Sophie De la Rive war dennoch eine liebenswürdige, heitere, gutmüthige Frau, die seiner Verfügung über ihr Vermögen keine Schranken setzte und vollkommen geneigt war, allen Launen und Grillen den Zügel schießen zu lassen, die durch plötzlichen Ueberfluß so leicht hervorgerufen werden. Sie liebte Gesellschaft, hieß alle seine Freunde in ihrem Hause willkommen und hing in der That mit inniger Zuneigung an ihm, von dem besten Willen beseelt, ihm eine freundliche und nachsichtige Gattin zu sein.

Auf diese Weise vergingen, von der Atmosphäre der Zufriedenheit und des Wohlstandes umgeben, die ersten drei Monate sehr angenehm.

Im Laufe des vierten Monats jedoch begannen leichte Wolken über den Horizont zu ziehen. Nachdem

der erste Rausch des neuen Reichthums und der neuen Lebensweise ein wenig verflogen war, begann Philibert mit jugendlichem Uebermuthe und mit jener Vergnügungssucht, die immer mehr verlangt, Abwechselung und Erregung in kleinen Liebeleien mit den ju· und schönen Freundinnen seiner Gattin zu such .

Dies aber konnte Sophie nicht dulden. Die Eifersucht war ihre schwache Seite, und so nachsichtig sie in allen andern Dingen war, so war sie doch im Punkte der Treue unerbittlich.

Deßhalb schmollte sie und affectirte Kälte, und als dies aufhörte, Wirkung zu äußern, machte sie Vorwürfe und weinte. Thränen aber besitzen keine Beredsamkeit, welche zum Herzen des Mannes dringt, wenn sie nicht aus schönen Augen strömen und auf blühende Wangen fallen, und die Frau von Chateauroux hätte eher sich zu Tode weinen als hoffen können, dadurch ihren Zweck zu erreichen. Ihre Gesichtsfarbe war selbst im besten Falle eine eben nicht sonderliche, und wenn sie weinte, so ward ihre Nasenspitze roth und ihre Wange braun und fleckig — Mängel, welche Philibert's Geschmacke außerordentlich anstößig waren.

Dieser ihm so unangenehme Anblick bewog ihn daher nur, seine Augen desto hartnäckiger der Jugend und Schönheit zuzuwenden, die ihn umgab und jenem

unangenehmen und lästigen Schauspiele so viel als möglich aus dem Wege zu gehen.

Natürlich äußerte diese Härte und Schroffheit ihre Rückwirkung auf die arme Frau, und das Stadium, welches nun folgte, war ein noch kritischeres. Die getäuschte und vernachlässigte Gattin ward zornig; Klagen, welche lauter und Vorwürfe, die von Tag zu Tag und Woche zu Woche bitterer wurden, entfremdeten den leichtsinnigen Gatten und widerten ihn im Verhältnisse zu ihrer Heftigkeit so an, daß er endlich seine Vergnügungen und Zerstreuungen da zu suchen begann, wohin diese Belästigung, wofür er es hielt, ihm nicht folgen konnte. Er machte häufige Reisen — zuweilen um seine Freunde in den Provinzen zu besuchen, zuweilen in Geschäften nach Paris, und da in jenen Tagen die französischen Edelleute verbunden waren, als Vasallen der Krone zu gewissen Zeiten in der Armee zu dienen, so blieb er manchmal Monate lang unter dem Vorwande weg, daß sein Dienst es verlange.

Mittlerweile verbrachte Frau von Chateauroux ihr Leben abwechselnd bald in Einsamkeit, bald in Gesellschaft. Zuweilen schloß sie sich ein und weigerte sich, irgend Jemanden zu sehen, während sie über die geargwohnte Untreue und die wirkliche Vernachlässigung ihres Gatten trauerte. Und dann stürzte sie

sich wieder in einen Strudel von Gesellschaft, um sich die Langeweile zu vertreiben und die Erinnerung an ihre getäuschten Hoffnungen zu verbannen.

Die Welt aber fand natürlich den Schlüssel zu allen diesen Inconsequenzen sehr leicht. Es war bekannt, daß in Chateauroux ehelicher Zwist herrschte. Die Uneinigkeiten und Wiederaussöhnungen des Grafen und seiner Gattin bildeten das Thema häufiger Discussionen unter ihren Freunden, und im Laufe der Zeit waren diese häuslichen Zwistigkeiten so allgemein bekannt geworden, daß die Namen des so wenig zusammenpassenden Paares in Jedermanns Munde waren und endlich zum Sprichworte in der ganzen Umgegend wurden.

Man kann sich leicht denken, daß unter diesen Umständen die Abwesenheit des Grafen immer länger und seine Besuche in der Heimath immer kürzer wurden, und daß, wenn er wirklich einmal kam, sein Empfang nicht von der Art war, daß er sich dadurch bewogen fand, lange zu bleiben.

Die Gräfin, deren Eifersucht und Gereiztheit sie gleichgiltig gegen Alles machte, was sie sagte, trug sogar kein Bedenken, zu versichern, sie sei überzeugt, ihr Gemahl würde gar nicht nach Hause kommen, wenn er es nicht thäte, weil er Geld brauchte, und vielleicht hatte sie nicht ganz Unrecht; denn gewiß

war, daß Herr von Francoeur, der Geschäftsagent der Frau von Chateauroux, durch häufige Hindeutungen und Bemerkungen zu verstehen gab, daß die Ausgaben des Grafen immer höher steigende Ansprüche an das Vermögen seiner Gattin machten.

So waren ungefähr seit der Vermählung des Grafen von Chateauroux fünf oder sechs Jahre vergangen und der Stand der Dinge hatte die von uns eben beschriebene unangenehme Gestaltung gewonnen, als eines Abends gegen neun Uhr, als die Gräfin mit einer Anzahl Freunde, die sie zu einem Souper eingeladen, bei Tische saß, die Thorglocke läutete und man durch die geöffneten Fenster des Salons den Schall von Hufschlägen auf dem Kiese hörte.

Die Gräfin ward bleich, die Gäste sahen einander an, die Diener stürzten hinunter in die Vorhalle und ehe noch einer der Gäste am Tische das ominöse Schweigen gebrochen hatte, ward die Thür des Salons aufgerissen und der Kammerdiener meldete: „Der Herr Graf!“

Natürlich erhoben sich Alle, um den Herrn des Hauses zu begrüßen — Alle, bis auf die Gräfin, welche sitzen blieb und Gleichgiltigkeit affectirte, in der That aber zwischen Freude und Groll hin und her schwankte; denn trotz aller seiner Ausschweifungen liebte sie ihn immer noch und freute sich, ihn zu

sehen; wie aber unglücklicher Weise viele Damen bei ähnlichen Gelegenheiten zu thun pflegen, schien sie gerade das Gegentheil von Dem zu fühlen, was sie wirklich empfand.

Mit Einem Worte, der Empfang konnte fast nicht unfreundlicher sein, und die Zuschauer dieses Auftrittes kamen fast allgemein zu dem Schlusse, daß, wenn dies der Willkommen sei, der ihn zu Hause erwarte, man es ihm nicht verdenken könne, wenn er so lange als möglich fern davon bliebe.

Der Graf jedoch schien seiner Seits durchaus keine Notiz von dem Verhalten seiner Gemahlin zu nehmen. Nachdem er sie schweigend gegrüßt und einige Worte mit den ihm genauer bekannten Personen der Gesellschaft gewechselt, nahm er an der Tafel mit Platz und bemühte sich dadurch, daß er die Conversation im Gange erhielt, einen ungezwungenen Ton unter der Gesellschaft herbeizuführen.

Aber alles Dies war vergebens. Gerade dieser Versuch, heiter und gesellig zu sein, erbitterte die Gräfin nur um so mehr. Sie deutete jedes Lächeln als eine Beleidigung und selbst ihre feine Bildung war kaum im Stande, die Gährung ihrer Gefühle nicht in Worten ausbrechen zu lassen, bis endlich, nachdem ihre finstere Stirn und ihr unheilverkündendes Schweigen jeden Versuch, die Heiterkeit der Gesell=

schaft wieder aufleben zu lassen, vollständig vereitelt hatten, die verlegenen Gäste aus Furcht, von der ausbrechenden Flamme mit erfaßt zu werden, plötzlich ihre Equipagen verlangten, dem unglücklichen Ehepaare gute Nacht wünschten und sich mit der festen Ueberzeugung entfernten, daß, ehe sie noch die Parkthore erreicht hätten, diese nur mit Mühe verhaltene Wuth auf furchtbare Weise explodiren würde.

Und sie hatten Recht. Ein Zank fand Statt, wie sich später zeigte, und die Diener hörten, daß viele laute, heftige Worte gewechselt wurden. Zwei Stunden lang, nachdem die Gesellschaft sich entfernt hatte, hallten die zornigen Stimmen des unglücklichen Paares durch das schweigende Haus, die der Dame laut und leidenschaftlich, die des Herrn bitter und verächtlich, während die lauschenden Diener, halb sich an der Scene weidend, in der Vorhalle saßen und bedeutsame Blicke mit einander wechselten.

Endlich schien der Zank seinen Gipfelpunct erreicht zu haben. Stühle wurden zurückgestoßen, die Thür des Salons öffnete sich und man hörte den Grafen und die Gräfin aus dem Zimmer kommen.

Die Zofe der Gräfin erhob sich und hielt sich bereit, ihre Herrin hinaufzubegleiten, während einer der Domestiken ihr folgte, um den Grafen zu bedienen.

Während sie den Corridor entlang gingen, der nach dem Fuße der großen Treppe führte, blieben sie einen Augenblick stehen, um die sich noch immer mit einander Zankenden voran hinaufgehen zu lassen, und als die Gräfin die Hand auf das Schloß ihrer Thür legte, hörten sie sie deutlich zu ihrem Gemahle sagen, „er solle sich in Acht nehmen, denn sie werde bald ein Mittel zur Rache finden, welches er nicht ahne, und er solle dann fühlen, was es zu bedeuten habe, eine Frau von ihrem Range und Stande schlecht zu behandeln."

Der Graf gab ihr eine kurze verächtliche Antwort, begab sich dann nach seinem in einer andern Richtung liegenden Zimmer und schloß die Thür.

Die beiden Diener gingen nun die Treppe hinauf, verrichteten ihren Dienst und entfernten sich dann wieder.

Das Kammermädchen, Clarisse, bemerkte, daß die Züge ihrer Herrin die größte Wuth und Aufregung verriethen. Ihre Wangen waren bleich, ihre Lippen fest geschlossen, ihre Augen starr, und sie schien so in Gedanken versunken, daß sie die Gegenwart der Zofe anscheinend nicht bemerkte. Mechanisch und schweigend unterwarf sie sich den gewohnten Operationen des Auskleidens — und das Auskleiden

einer französischen Gräfin jener Zeit war eben so wie das Ankleiden eine sehr zeitraubende Verrichtung — ließ dann und wann einen langen, tiefen Seufzer aus ihrer schwer arbeitenden Brust hören, drückte die geballte Faust an den geschlossenen Mund, oder die Spitzen ihrer mit Juwelen geschmückten Finger auf die Stirn, als ob ihr Gehirn mit einem Gedanken schwanger ginge, der zu ungeheuerlich wäre, um sofort eine bestimmte Gestaltung zu gewinnen.

Eingeschüchtert durch das Verhalten ihrer Herrin, wagte Clarisse dieselbe nicht einmal durch das gewohnte „Bon soir, Madame!“ in ihren Betrachtungen zu stören. Als ihr Dienst daher beendet war und sie die Thür des Zimmers so leise als möglich geschlossen hatte, schlich sie auf den Zehen durch das Vorzimmer und schloß sich in ihr eigenes Zimmer ein, indem sie jedes Geräusch vermied, das die Stille der Nacht hätte unterbrechen können.

Das Benehmen des Grafen, während sein Diener Morel ihm beim Auskleiden half, war ein ganz anderes. Seine Züge verriethen nur wenig Spuren von Aufregung. Er that einige Fragen in Bezug auf allgemeine Dinge, gab einige Befehle für den nächsten Tag und wünschte, daß ihm sein Frühstück in seinem Schreibzimmer früher als gewöhnlich aufgetragen werde, weil er seinen Agenten erwarte.

der in Geschäftsangelegenheiten mit ihm zu sprechen hätte.

„Wecke mich um neun Uhr," sagte er, „und wenn es kalt ist, so mache Feuer in den Ofen."

„Oui, Monsieur!" antwortete Morel, indem er die Thür schloß, sich zu Bette begab und sich wunderte, daß es seiner Herrin nicht möglich war, mit einem so freundlichen Manne auf einem besseren Fuße zu leben.

Von diesem Augenblicke an war der Graf von Chateauroux aus dem Schlosse verschwunden.

Als Morel am nächstfolgenden Morgen ihn zu wecken ging, war er nicht in seinem Zimmer. Als er in den untern Zimmern nach ihm fragte, hatte ihn Niemand gesehen, und obschon das Feuer in dem Schreibzimmer angezündet und das Frühstück zur bestimmten Stunde aufgetragen ward, so kam der Graf doch immer noch nicht zum Vorscheine.

Man suchte ihn in dem Parke und läutete die große Glocke des Thurmes, um ihm zu verkünden, daß das Frühstück warte; aber er kam nicht, und nachdem der Agent, Herr Francoeur, welcher, der Verabredung gemäß, mit ihm frühstücken sollte, eine Tasse Kaffee getrunken und noch ziemlich lange gewartet hatte, ging er fort, indem er die Diener er=

suchte, es ihm zu melden, wenn ihr Herr wieder da sein würde.

Es verging aber eine Stunde nach der andern. Der Nachmittag, der Abend und die Nacht kam, und immer noch hörte man Nichts von ihm, und die Diener begannen einander nun seltsame Blicke zuzuwerfen. Clarisse entsann sich des sonderbaren Benehmens ihrer Herrin am vorigen Abende, und Morel bemerkte, es sei klar, daß der Graf sein Bett in großer Eile verlassen habe, denn die Decke war mit solcher Heftigkeit zurückgeworfen worden, daß sie fast ganz auf der Diele am untern Ende des Bettes lag.

Als der zweite Tag verging, ohne daß die Diener Etwas von ihrem Herrn hörten, stieg ihre Verwunderung natürlich immer höher; als aber nicht bloß Tage, sondern auch Wochen ohne eine Lösung des Geheimnisses vergangen waren, begann ein sonderbares Gemurmel unter ihnen die Runde zu machen.

Morel und Clarisse wagten zu flüstern, daß das auf der Diele liegende Betttuch mit Blut befleckt gewesen, und die Letztere erklärte, daß sie, als sie am folgenden Morgen die Treppe hinabgegangen sei und ihre Hand auf das Geländer gelegt, zu ihrem Entsetzen Blutspuren darauf bemerkt habe.

Mit diesen Umständen brachten die Diener die lange Unzufriedenheit der Gräfin, ihre unbezähmbare

Wuth am Abende der Rückkehr ihres Gemahls und die Drohworte in Verbindung, welche Clarisse und Morel gehört, und so wie ihr Argwohn stärker ward, wurden auch ihre Stimmen lauter, bis nach nicht langer Zeit diese Andeutungen über das Bereich des Schlosses hinausdrangen und unter dem Publikum zu circuliren begannen.

Bald vernahmen auch die Behörden diese Gerüchte, aber dennoch wurden eine Zeitlang der Rang und Charakter der Gräfin als eine genügende Bürgschaft ihrer Unschuld betrachtet. Die öffentliche Stimme ward jedoch immer lauter und lauter, die Familie des Grafen begann sich in der Sache zu regen und endlich erschienen einige Mitglieder derselben bei der Gräfin und verlangten zu wissen, was sie ihnen in Bezug auf das seltsame Verschwinden ihres Gemahls sagen könne.

Frau von Chateauroux antwortete, „sie sehe in der Sache durchaus nichts Seltsames und sie könne nicht begreifen, warum Jemand anders etwas Außerordentliches darin erblicke. Der Graf sei schon längst gewohnt, sie Wochen und zuweilen Monate lang zu verlassen, während welcher Zwischenräume er niemals an sie geschrieben habe. Sie glaube mit Einem Worte überhaupt nicht, daß er je wieder zu ihr zurückkehren werde, wenn er nicht Geld brauche.“

„Wenn sein Geld alle ist, so wird er schon kommen; bis dahin aber bin ich außer Stande, Ihnen irgend welchen Aufschluß über ihn zu geben."

Dies war Alles, was die Verwandten des Grafen von seiner Gemahlin erfahren konnten, und als sie ihr zu verstehen gaben, daß sie dadurch nicht zufriedengestellt wären und daß noch fernerweite Schritte gethan werden müßten, um das Geheimniß aufzuklären, lächelte sie bloß und entgegnete anscheinend gänzlich unbefangen, daß sie es ihnen völlig anheimstelle, welche Schritte sie in dieser Beziehung thun wollten.

An dem auf diesen Besuch folgenden Tage traf in dem Schlosse die Nachricht ein, daß die Behörden im Begriffe ständen, fernere Nachforschungen anzustellen, und in der darauf folgenden Nacht entwichen Morel und Clarisse — wenigstens waren sie nirgends zu finden — und die Gräfin flüchtete sich zu ihren Verwandten.

Als die Beamten auf dem Schlosse ankamen, war daher Niemand da, den sie verhaften konnten; nachdem sie aber das ganze Haus untersucht und die Diener verhört, gingen sie in der festen Ueberzeugung davon, daß Frau von Chateauroux ihren Gatten in der Nacht ermordet habe und daß Clarisse und Morel ihre Mitschuldigen seien.

Allerdings waren diese beiden Personen die

Hauptankläger der Gräfin gewesen und die sämmtlichen anderen Zeugen beriefen sich auf sie. Ohne Zweifel hatten sie sehr indiscreten Gebrauch von ihren Zungen gemacht, die scharfblickenden Gerichtsbeamten aber betrachteten diese anscheinende Indiscretion als ein schlaues Manöver, um den Verdacht von sich selbst abzulenken, und sicher war, daß ihre Flucht mehr zum Nachtheile ihrer Herrin sprach, als ihre Aussage hätte thun können.

Alle diese Umstände und Indicien gestalteten sich so sehr zu Ungunsten der Gräfin, daß trotz der großen Ausnahmen und Rücksichten, welche die Gesetzgebung jener Zeit gegen Personen von hohem Range Platz ergreifen ließ, Frau von Chateaureux bis in das Haus ihres Bruders verfolgt ward. Hier ward sie trotz der Versicherung ihrer Unschuld und der entrüsteten Protestationen ihrer Familie verhaftet und in ihrem eigenen Wagen nach dem Gefängnisse von Arles gebracht, während die öffentliche Stimme behauptete, Frau von Chateaureux habe nicht bloß ihren Gatten im Schlafe ermordet, sondern auch, um ihr Verbrechen zu verbergen, die Hauptzeugen desselben, Clarisse und Morel, aus dem Wege geräumt.

Zweites Kapitel.

Wir verließen Frau von Chateauroux im Gefängnisse.

Da bei dem sehr anomalen Zustande der französischen Justizpflege jener Zeit die Herbeischaffung des corpus delicti bei Untersuchungen wegen Mordes nicht für nothwendig gehalten ward, um den Angeklagten zu überführen, so war der Schritt von dem Gefängnisse auf das Blutgerüst oft ein sehr kurzer.

Es war daher gar kein seltener Fall, daß, nachdem der vermeinte Verbrecher hingerichtet war, der vermeintlich Ermordete noch lebend plötzlich wieder zum Vorschein kam.

Wäre daher der Angeklagte in dem gegenwärtigen Falle anstatt der Gräfin von Chateauroux ein obscurer Mensch ohne Connexionen gewesen, so läßt sich kaum bezweifeln, daß er sehr bald dem Bereiche

menschlicher Hilfe entrückt worden wäre. So aber sammelten sich die Verwandten und Freunde der Gräfin in bedeutender Anzahl um sie und erlangten durch ihren Einfluß wenigstens so viel, daß der Urtheilsspruch aufgeschoben bleiben sollte, bis sie Zeit gehabt hätten, zu ermitteln, was aus dem Grafen geworden sei.

Die öffentlichen Journale mit ihrer ungeheuern Verbreitung, welche jetzt so bequem für Leute sind, welche ihre verlorenen Freunde wieder aufzufinden, oder, wenn dieselben nicht gesonnen sind, selbst zurückzukehren, wenigstens zu beschwören pflegen, „den Schlüssel zur Theekiste zurückzuschicken," waren damals nicht vorhanden und eine Nachforschung dieser Art folglich eine sehr schwierige und zeitraubende. Da jedoch die Gräfin reich war und nicht blos ihre Ehre, sondern auch ihre Herzensneigungen hierbei in Frage kamen, so wurden keine Kosten gespart und kein Mittel vernachlässigt, welches die Maschinerie der Gesellschaft damals behufs der Ermittelung des vermißten Grafen an die Hand gab.

Alle Bemühungen aber waren vergebens und keine Spur von dem Grafen, mochte er nun todt oder noch lebendig sein, zu entdecken.

Und nun begannen die Freunde und Verwandten des Grafen ihre Stimmen zu erheben und ungeduldig

darauf zu bestehen, daß der Urtheilsspruch nicht länger aufgeschoben werde, und ihr Verlangen war vielleicht um so ungestümer, als ihre Theilnahme an dem Schicksale ihres Verwandten ganz besonders auf persönlichen Rücksichten beruhete.

Sie waren arm; der Graf war das einzige reiche Mitglied der Familie, und deßhalb der Einzige, bei dem sie in ihren nicht seltenen Verlegenheiten Hilfe suchen konnten, und da er ein gutmüthiger, freigebiger junger Mann war, so hatten ihre Bitten gewöhnlich bei ihm kein taubes Ohr gefunden.

In Folge der von ihnen gethanen Schritte ward deßhalb die Untersuchung wieder aufgenommen und so kräftig betrieben, daß Frau von Chateauroux für überführt erachtet und zum Tode verurtheilt ward, nachdem man ihr zuvor auf der Folter das Geständniß ihres Verbrechens auszupressen versucht haben würde.

Den Kummer und das Entsetzen ihrer Verwandten kann man sich leicht denken. Es wurden sofort Couriere an ihre beiden Brüder abgeschickt, die noch immer den Grafen suchend in Frankreich umherreis'ten, um sie zur sofortigen Rückkehr aufzufordern, während eine Menge der angesehensten Herren und Damen von Languedoc aus ihren Schlössern nach Arles eilten, um der unglücklichen

Gräfin und ihrer Familie ihren Beistand zu leihen und gleichzeitig ihre eigene Liebe zur Aufregung durch ein so seltenes Schauspiel, wie die Hinrichtung einer vornehmen Dame ist, zu befriedigen.

Die Vorbereitungen zu dieser traurigen Ceremonie standen zu dem Range der Delinquentin und der Theilnahme des Publikums in angemessenem Verhältnisse. Gerüste wurden aufgebaut, ungeheure Preise für Fenster bezahlt, und der Commandant der Garnison erhielt Befehl, seine Truppen in Bereitschaft zu halten, im Fall die Partei der De la Rive Miene zu einer Emeute oder zu einer gewaltsamen Befreiung der Verurtheilten machen sollte.

Zwei Tage vor dem zur Hinrichtung bestimmten Tage kam Eugen De la Rive, der jüngste Bruder der Gräfin, von seiner Reise zurück. Er war in heftiger Aufregung, sprach sich entrüstet über die — wie er es nannte — Ueberstürzung der gegen seine Schwester gethanen Schritte aus, welche er offen der Bosheit und dem ungebührlichen Einflusse der Gegenpartei beimaß, während er zugleich eine Frist verlangte, um Zeit zur Einreichung einer Immediatvorstellung bei dem Könige zu gewinnen.

Diesem Verlangen ward aber nicht gewillfahrt, indem man geltend machte, es sei schon Zeit genug zu allen dergleichen Schritten gestattet worden und

es dürfe dem Gange der Gerechtigkeit, wie die Franzosen sagen, nicht länger Einhalt gethan werden.

Man gestattete ihm jedoch, seine Schwester zu sprechen, welche jetzt, am Rande des Grabes stehend, erklärte, sie sei an dem ihr beigemessenen Verbrechen völlig unschuldig und habe von dem Schicksal ihres Gatten nicht die mindeste Kenntniß.

„Meine Ueberzeugung," sagte sie, „ist, daß er allem Anscheine zum Trotz noch lebt und daß er von allen diesen Vorgängen niemals Etwas erfahren hat, weil er außerdem ganz gewiß sofort zum Vorscheine gekommen wäre, um mich zu rechtfertigen. Wahrscheinlich hat er das Land verlassen."

Herr De la Rive neigte sich dagegen der Meinung zu, daß der Graf sich das Leben genommen habe, obschon die genauen Nachsuchungen, die man nach seiner Leiche in der Umgebung des Schlosses angestellt, kaum einigen Grund für diese Vermuthung ließen.

Der Vorabend des verhängnißvollen Tages war mittlerweile angebrochen und man erwartete stündlich der Gräfin ältesten Bruder, Adolph De la Rive, als gegen Mitternacht die schlafenden Bürger durch das Getöse von über das Pflaster hingaloppirenden Hufschlägen aufgeweckt wurden.

Viele, welche den Lärm hörten, vermutheten,

der Reiter sei ein Courier, der einen königlichen Befehl zum Aufschub der Hinrichtung überbringe, und dies schien um so wahrscheinlicher, als der Reiter den Zügel nicht eher anzog, bis er das Stadthaus erreichte, wo er vom Pferde sprang und, nachdem er, wie kraft seines Amts, in die Klingel gerissen, sofort eingelassen ward.

Binnen weniger als einer halben Stunde ward der Obergefängnißwärter aus dem Schlafe geweckt und aufgefordert, den Präfecten in die Zelle der Frau von Chateauroux zu führen. Es wurden Lichter geholt, die schweren Schlüssel klirrten durch die gewölbten Gänge, die Thür ward aufgerissen und der armen Gefangenen, die, von Kummer und Todesangst gefoltert, sich schlaflos auf ihrem Lager umherwarf, gemeldet, daß so eben ein Brief von ihrem Bruder Adolph eingetroffen sei, welcher schreibe, er habe ihren Gemahl gefunden.

Derselbe sei in Folge einer langen und schweren Krankheit unbekannt mit allen seit seinem Verschwinden stattgehabten Vorfällen geblieben; übrigens folge er in Begleitung seines Schwagers dem Courier so schnell, als sein noch schwacher Gesundheitszustand erlaube, und hoffe am folgenden Morgen in Arles einzutreffen.

Das war in der That eine glückliche Wendung

— eine noch in der zwölften Stunde erfolgende Rettung von grausamer Folter und schimpflichem Tode! Ueber die Freude der Gräfin und ihrer Freunde, welche von dem glücklichen Ereignisse sofort in Kenntniß gesetzt wurden, brauchen wir uns wohl nicht weiter auszusprechen. Wenn die arme Frau vorher vor Angst und Kummer nicht schlafen konnte, so konnte sie es jetzt nicht vor Freude, und obschon der Präfect die Thüren ihres Gefängnisses ihr nicht eher als bis zur wirklichen Ankunft des Grafen öffnen konnte, so ward doch den theilnehmenden Freunden, die sich bei ihr eingefunden, gestattet, bei ihr zu bleiben und die noch übrigen Stunden der Nacht vergingen unter Glückwünschen und freudigen Gesprächen.

Die frohe Kunde verbreitete sich bald in der ganzen Stadt und schon zu einer frühen Stunde des nächsten Morgens begann das Volk sich in solchen Massen an dem Thore des Gefängnisses zu sammeln, daß man es für nothwendig hielt, militairische Hilfe zu requiriren, und die Aufregung und Begier der Menge, als gegen neun Uhr der Schall von rasch rollenden Rädern die Annäherung des erwarteten Wagens verkündete, war so groß, daß ohne Hilfe des Militairs die Reisenden wegen der dichten Masse,

die sie umgab, nicht im Stande gewesen wären, auszusteigen.

Jeder drängte sich herbei, um den Helden dieses seltsamen Romans zu sehen, was aber, da die Vorhänge des Wagens dicht zugezogen waren, nicht möglich war, bis endlich ein Raum von den Soldaten freigemacht ward und der Wagen geöffnet werden konnte.

Nun stiegen zwei Herren heraus. Der erste war Adolph De la Rive und der zweite der Graf von Chateauroux, wenigstens schlossen dies die Zuschauer mehr als sie es sahen, denn er hatte sich in einen weiten Mantel und so dicht verhüllt, daß von seinem Gesichte nur sehr wenig zu sehen war. Was man davon erblickte, sah sehr bleich aus, und er schien außerordentlich kraftlos zu sein, denn Adolph De la Rive half ihm aussteigen und reichte ihm den Arm wie Jemandem, der nicht im Stande ist, sich ohne Unterstützung aufrecht zu erhalten.

Da die, welche nahe genug standen, um seine Züge zu sehen, den Uebrigen versicherten, er sei der rechte Mann, so ward das versammelte Volk dadurch zufriedengestellt und brachte ihm, während die Thüren des Gefängnisses sich hinter ihm schlossen, ein herzliches Lebehoch. Auch ging es noch nicht völlig auseinander, denn Viele, die nicht durch ihre Berufs-

geschäfte abgerufen wurden, blieben immer noch da, in der Hoffnung, die Gräfin und ihren Gemahl aus der Festung herauskommen und in Triumph nach Hause fahren zu sehen. Um aber dieser Belästigung durch die öffentliche Neugier zu entgehen, stiegen die gerettete Dame und ihr wiedergefundener Gatte erst gegen Mitternacht und als alle Läden geschlossen und die Straßen leer waren, in ihren Wagen und fuhren nach ihrem Schlosse, wo die von ihrer Annäherung in Kenntniß gesetzten Diener bereit waren, sie zu empfangen.

Zwei Tage später verlegten sie ihren Wohnsitz nach Remy, einer anderen der Gräfin zugehörenden Herrschaft, die in einiger Entfernung von der lag, wo sie bis jetzt residirt, und man nahm an, daß die nur erst überstandene Krankheit des Grafen ihn und seine Gemahlin vor der Hand nöthige, alle Besuche abzulehnen und in gänzlicher Zurückgezogenheit zu leben.

Einige Wochen lang lieferte diese seltsame Geschichte den guten Bewohnern von Languedoc sehr angenehmen Stoff zur Unterhaltung, im Laufe der Zeit jedoch verlor sie, wie alle andere Wunderdinge, an Interesse und die Abenteuer des Grafen und der Gräfin von Chateauroux wurden über einem spätern Ereignisse vergessen.

Dieser Zustand dauerte indessen nicht lange. Allmählig begann ein neues Gerücht unter dem Publikum die Runde zu machen und man flüsterte sich zu, der von Adolph De la Rive zur Stelle gebrachte Mann sei nicht der wirkliche Graf, sondern ein untergeschobener, der von der Familie der Gräfin bestochen worden sei, diese Rolle zu spielen, um der Verurtheilten das Leben zu retten.

Auf alle Fälle zeigte sich, daß die Familie des Grafen selbst sich bestimmt weigerte, das jetzt auf dem Schlosse lebende Individuum als ihren Verwandten anzuerkennen, und überdies ward der Verdacht, daß die Sache nicht mit rechten Dingen zugehe, auch durch das eigene Benehmen der Gräfin nicht wenig unterstützt. Sie bewohnte nicht blos ein getrenntes Zimmer — dies kommt in Frankreich bei Eheleuten sehr häufig vor — sondern zeigte auch eine Gleichgiltigkeit gegen ihn, die von ihrem frühern Benehmen gegen ihren Gemahl ganz verschieden war. Es fanden keine Zwistigkeiten statt, man hörte sie niemals ihm über seine frühere Vernachlässigung oder über seine letzte so verhängnißvolle heimliche Abreise Vorwürfe machen, und die Diener versicherten, daß Herr und Frau von Chateauroux sich selten anderwärts träfen als bei Tische.

Später, so wie die Gesundheitsumstände des

Grafen sich besserten und Besuche angenommen wurden, begannen die Leute, welche ihm ihre Aufwartung machten und ihre Glückwünsche darbrachten, ebenfalls zu sprechen.

Einige sagten, es sei der Herr von Chateauroux; Andere, er sei es nicht.

Die Letztern erklärten, der gegenwärtige Herr des Schlosses sei von Statur etwas kleiner, die Stimme sei nicht die Stimme des jungen Grafen und sein Accent sei der der nördlichen Provinzen von Frankreich.

Die andere Partei antwortete, ein Mensch, der eine zweijährige Krankheit überstanden, müsse natürlich sehr verändert erscheinen, was sich möglicher Weise auch auf die Stimme erstrecken könne, und was den Accent beträfe, so hätte man stets bemerkt, daß der Graf eine eigenthümliche Redeweise habe, die er sich wahrscheinlich von seiner Mutter angewöhnt, welche aus der Normandie gebürtig gewesen.

Während aber die Besucher und die Diener und das Publikum diese Identitätsfrage discutirten, machte die Familie des Herrn von Chateauroux wieder eine gerichtliche Klage anhängig, in der sie den Fremden als einen Betrüger und Herrn De la Rive als den Urheber und Anstifter dieses Betrugs bezeichnete. Zugleich verlangte sie, daß Ersterer

verhaftet und Frau von Chateauroux abermals der Ermordung ihres Gemahls angeklagt werde — eines Verbrechens, von dessen Verübung durch sie man jetzt überzeugter war als je zuvor.

Herr De la Rive hatte jedoch einflußreiche Connexionen und es war nicht leicht, die Gerichtsbehörden zu bewegen, ihm und seiner Familie ohne sichrere Verdachtsgründe einen solchen Schimpf anzuthun.

Um daher wo möglich die eine Partei zufriedenzustellen, ohne sich übereilter Weise mit der andern in Schwierigkeiten zu verwickeln, begannen die Behörden privatim einige Nachforschungen und Erörterungen anzustellen, von welchen sie hofften, daß sie dadurch in den Stand gesetzt werden würden, sich den weiter zu verfolgenden Weg klar zu machen.

Dies war aber nach den sich herausstellenden Indicien gar nicht so leicht.

Fast eben so viele Personen waren der einen Meinung, als der andern, während unter Denen, welche am Besten befähigt sein mußten, die Frage zu entscheiden, die Stimmen ebenfalls gleich getheilt waren, denn die De la Rives unterstützten den Prätendenten eben so tapfer, als die Chateauroux ihn angriffen.

Was die Gräfin selbst betraf, so glaubte man, ihrer mündlichen Aussage kaum irgend ein Gewicht

beilegen zu dürfen. Sie war zu sehr Partei in der Sache, während ihr stummes und unfreiwilliges Zeugniß, wie ihre Gegner behaupteten, durchaus zu ihren Ungunsten sprach.

Es gab aber einen Zeugen, dessen Aussage als so wichtig betrachtet ward, daß die Behörden sie für genügend hielten, um den Ausschlag zu Gunsten der Frau von Chateauroux zu geben. Dieser Zeuge war Francoeur, der Geschäftsagent des Grafen.

Er schwur hoch und theuer, der Mann, dessen Identität man streitig mache, sei wirklich der Graf von Chateauroux und Niemand anders. Er habe sich davon nicht blos durch Wiedererkennung seiner Person, sondern auch durch wiederholte Unterredungen überzeugt, in welchen der Vergangenheit angehörige Umstände und Vorgänge zur Sprache gekommen seien, von welchen außer ihm und dem Grafen unmöglich irgend ein anderer Mensch Kenntniß haben könne.

Francoeur's Charakter ward als über allem Verdacht erhaben betrachtet. Er galt allgemein als ein höchst achtbarer Mann, der in keiner Beziehung falsches Zeugniß geben würde.

Ueberdies war dies ja ein Fall, in welchem er sich schwerlich irren konnte, während sich kein denkbarer Grund anführen ließ, aus welchem er die

Wahrheit verletzen sollte, dafern er es nicht etwa aus übertriebener Anhänglichkeit an die Gräfin thäte.

Nun war aber ziemlich allgemein bekannt, daß er mit dieser in der letzten Zeit nicht im besten Einvernehmen gestanden hätte, und es ward daher ein solches Opfer von seiner Seite als unwahrscheinlich betrachtet. Der Meinung der Gräfin nach hatte Francoeur einige Mitschuld an den Ausschweifungen des Grafen, weil er seinen Geldforderungen allzuwillig genügte, so daß, obschon sie vor seinem Charakter im Allgemeinen sehr hohe Achtung hegte, doch ein keineswegs cordiales Verhältniß zwischen ihnen bestand.

Das bedeutende Gewicht, welches aus allen diesen Gründen die Versicherungen des Agenten haben mußten, stellte die Behörden zufrieden und sie weigerten sich demzufolge, fernerweite Schritte in der Sache zu thun.

Während sonach das Publikum dann und wann immer noch fortfuhr, die Frage zu erörtern, lebten Herr und Frau von Chateauroux ruhig und einträchtig mit einander weiter, empfingen wenig Besuche und kamen nur selten in Gesellschaft.

Immer noch aber beharrte die Familie des Grafen bei ihrem Proteste und hielt sich fern von dem Betrüger, wie sie ihn nannte, während die Gräfin

und ihre Freunde sich stellten, als begegneten sie diesen Einwendungen mit Verachtung, indem sie die Beweggründe dazu in persönlicher Feindschaft und Eigennutz suchten, und noch andere Anführungen machten, welche den Zweck hatten, diese widersprechenden Meinungen zu erklären und ihre eigene Sache zu rechtfertigen.

Ein Zugeständniß jedoch machten sie, um die öffentliche Meinung zu versöhnen, indem sie wieder an ihren frühern Wohnort zurückkehrten.

Ihre Feinde hatten nämlich — wie dies nicht anders zu erwarten stand — ihre Entfernung von ihrem frühern Wohnsitze und die Zurückgezogenheit, in der sie lebten, benutzt, um dadurch ihre eigene Sache zu unterstützen, indem sie behaupteten, der Beweggrund zu dieser Wohnungsveränderung und Zurückgezogenheit sei offenbar der Wunsch, den forschenden Augen aus dem Wege zu gehen, welche vielleicht den verübten Betrug entdeckt hätten.

Deßhalb kamen sie zurück nach Arles, und da sie sofort von Allen besucht wurden, die nur die entferntesten Ansprüche an ihre Bekanntschaft geltend machen konnten, wobei Jeder die Absicht hatte, seine eigene Neugier zu befriedigen, so ward der Streit in Bezug auf die Identität des Grafen ganz natürlich wieder aufgefrischt.

Es geschah dies mit solcher Heftigkeit und Erbitterung, daß man nicht sagen kann, was die Folge gewesen sein würde, wenn der Graf und die Gräfin nicht auf den Einfall gekommen wären, einen großen Ball und ein ländliches Fest zu geben, zu welchem alle Personen von einiger Distinction in der ganzen Umgegend eingeladen wurden.

Es war dies ein Auskunftsmittel, welches sich als ein vollkommen erfolgreiches bewies, denn der Anblick der Einladungskarten äußerte eine wahrhaft magische Wirkung auf die Ansichten Derer, die sie empfingen, und da keine Kosten gespart wurden, um das Fest glänzend und angenehm zu machen, so versteht es sich von selbst, daß diese günstigen Eindrücke noch sehr befestigt wurden.

Eine Reihenfolge von angenehmen Partieen, Frühstücken und Tanzsoiréen bestätigten sie immer mehr und mehr und es dauerte nicht lange, so ward die Unschuld der Gräfin und die Identität des Grafen so ziemlich von Allen eingeräumt, mit Ausnahme der Verwandten des Letztern — die sich durch diese Gastlichkeiten nicht beschwichtigen ließen, ja dieselben gar nicht einmal annahmen — und einiger Personen von unsicherer Stellung, die nicht in die Einladungen mit eingeschlossen worden waren und sich dadurch nicht wenig beleidigt und gekränkt fühlten.

Die öffentliche Meinung ward auf diese Weise so ziemlich gewonnen, oder wenigstens die öffentliche Stimme zum Schweigen gebracht.

Die einzigen Bemerkungen, die man sich jetzt noch erlaubte, waren gelegentliche kleine Sarkasmen über die Manieren des Grafen oder vielmehr über seinen Mangel an Manieren. Sein Benehmen war nämlich allerdings stets bescheiden, artig und harmlos, aber dennoch ward unter dieser eleganten und wählerischen Aristokratie geflüstert, daß er häufig eine Unbekanntschaft mit den Gebräuchen der guten Gesellschaft verrathe, die bei einem Manne von seiner Geburt nicht wenig Wunder nehmen müsse.

Indessen, er hatte auch seine Vertheidiger, und diese versicherten, daß die Manieren des Grafen von Chateauroux stets so gewesen wären, wie sie jetzt seien, und überdies, daß sein Vater gerade dieselben Manieren gehabt hätte.

Alle diese thörigten Bemerkungen und Ausstellungen, sagten sie, hätten ihren Grund einzig und allein in seiner eigenthümlichen Stellung und der Aufmerksamkeit, mit welcher man sein Benehmen beobachte — einer natürlich im höchsten Grade unangenehmen Ueberwachung, die Niemand mit völliger Unbefangenheit ertragen könne.

Eins aber war gewiß, nämlich daß die Lebens-

gewohnheiten und der Charakter des Grafen außerordentlich verändert waren. Sein Hang zum Umherschweifen schien vollkommen geheilt zu sein. Er verließ jetzt sein Haus niemals auch nur auf einen Tag, und der früher erhobene Einwurf hinsichtlich des Umstandes, daß die beiden Gatten sich nicht mehr zankten, war, wie die Vertheidiger der Gräfin erklärten, ein sehr ungerechter, da nach Entfernung der Ursache des Zwistes auch von einem Zwiste selbst nicht mehr die Rede sein konnte.

Dieser Stand der Dinge hatte über achtzehn Monate gedauert, als an einem schönen Morgen zu Aller Ueberraschung die Entdeckung gemacht ward, daß Herr von Chateauroux, seines soliden Lebens überdrüssig, abermals verschwunden war.

Sein Zimmer ward leer gefunden; sein Bett war dies Mal noch ganz unberührt und er hatte Nichts mitgenommen, als die Kleider, die er auf dem Leibe trug.

Nun nahm man für ausgemacht an, daß er entweder ein Liebesverhältniß habe, welches ihn aus der Heimath hinweglocke, oder daß er an zeitweiligen Anfällen von Wahnsinn leide. Von einem Verdachte, daß ein Verbrechen vorgegangen sei, war jetzt keine Rede, und anstatt der Gräfin zu schaden, war das

abermalige Verschwinden ihres Gemahls ihr von großem Nutzen. Man betrachtete es als einen unwiderleglichen Beweis seiner Identität und ihrer Unschuld, die nun nicht mehr in Zweifel gezogen ward. Sie ertrug seine Abwesenheit mit vollkommenem Gleichmuthe, und Jedermann sagte, er werde ohne Zweifel sich schon wieder einfinden, wenn er wieder zu Verstande gekommen oder des Herumschweifens müde sei.

Es vergingen aber Monate, bis aus Monaten Jahre wurden, und man begann zu fürchten, daß keiner von diesen beiden wünschenswerthen Fällen eintreten werde und daß der Graf von Chateauroux entweder in Folge von Wahnsinn oder aus Hang zu Ausschweifungen seine Heimath auf immer verlassen habe. Kleine Kinder wuchsen zu Männern und Frauen heran und erwachsene Leute wurden alt, aber der Graf kam noch immer nicht. Endlich ward Frau von Chateauroux selbst krank; nachdem ihre Krankheit einige Wochen gedauert, starb sie und ward mit allen ihrem Range und Reichthume gebührenden Ehren begraben.

Auf ihrem Sterbebette hatte sie eine lange Unterredung mit ihrem Beichtvater und es entstanden viele und seltsame Gerüchte in Bezug auf Das, was sie gebeichtet; natürlich aber konnte in dieser Be-

ziehung Niemand die Wahrheit wissen, als der ehrwürdige Priester selbst.

Auch jetzt noch sollte indessen das Interesse, welches das Publikum an dieser Angelegenheit nahm, noch nicht sein Ende erreichen; denn sobald als die Gräfin zur Erde bestattet war, entstand die Frage, wer ihre Besitzthümer erbe. Wenn ihr Gemahl noch lebte, so gehörten sie diesem; war er todt, so fielen sie an die Familie der Gräfin.

Die Chateauroux, welche vorher so hartnäckig behauptet hatten, er sei ermordet worden, wurden nun plötzlich eben so fest überzeugt, daß er noch lebe, während die De la Rives mit beinahe eben so großer Inconsequenz die Ueberzeugung aussprachen, daß er todt sei, und da sie sich in dieser Beziehung zu keinem Abkommen vereinigen konnten, so betraten sie den Rechtsweg, welcher aber, während er die Einkünfte der Besitzung verschlang, auch nicht geeignet erschien, die Frage zu entscheiden.

Drittes Kapitel.

Der Prozeß zwischen diesen streitenden Interessen hatte über zwölf Jahre gedauert, mehrere der dabei betheiligten Personen waren gestorben und unter diesen auch der ältere Bruder der Gräfin — jener Adolph De la Rive, der ihr dadurch, daß er im kritischen Augenblicke ihren Gemahl producirte, das Leben gerettet —, aber immer noch schwebte die Wahrheit der Sache noch so hoch in den Wolken wie je.

Unter den noch lebenden Betheiligten war Eugen De la Rive, der zweite Bruder der Gräfin, der, für welchen die Entscheidung jetzt am wichtigsten war, denn er hatte mehrere Kinder und war nicht reich. Das große Vermögen der Gräfin war ihr von ihrer Tante zugefallen und die andern Mitglieder der Familie waren keineswegs reich.

So wie die Zeit vorrückte und immer noch keine Aussicht sich zeigte, einen Urtheilsspruch nach der einen oder der andern Seite hin zu erlangen, wünschte Eugen De la Rive sehr, mit der Gegenpartei einen Vergleich zu schließen; ein Auskunftsmittel, welches er schon mehrmals vorgeschlagen, dem sich aber Francoeur, der Agent, stets heftig widersetzt hatte, indem er erklärte, es sei thörigt, einen Theil aufzugeben, wenn man zuletzt unvermeidlich das Ganze erlangen müsse; und da Francoeur ein persönliches Interesse an der Frage hatte, so war es ihm bis jetzt durch seine eindringlichen Vorstellungen gelungen, Eugen von einem Schritte abzureden, der von den meisten Leuten als ein sehr kluger und rathsamer betrachtet worden wäre.

Dieses Interesse hatte seinen Grund in der Wahrscheinlichkeit einer ehelichen Verbindung von Eugen's jüngstem Sohne mit einer Tochter des Agenten.

Die jungen Leute waren schon lange mit einander einverstanden, und obschon ein solches Bündniß für den Sohn eines Edelmannes gewissermaßen eine mésalliance war, so schien der Vater doch nicht geneigt, seine Einwilligung zu versagen.

Er hatte eine zahlreiche Familie zu versorgen, und Francoeur, der bei einigen, wie man glaubte,

sehr gewagten Speculationen viel Glück gehabt, hatte ein bedeutendes Vermögen erworben und war jetzt Besitzer eines der schönsten Güter in Languedoc.

Ueberdies war er auch mit der Familie De la Rive schon weitläufig verwandt und Eugen besaß eine ganz besondere Zuneigung zu ihm, weil Francoeur einmal, als sie noch Beide junge Männer waren, ihn mit Gefahr seines eigenen Lebens vom Ertrinken gerettet.

Obschon er daher seine Zustimmung noch nicht in aller Form gegeben, so hatten doch die jungen Leute, von der besten Hoffnung beseelt, ein Verhältniß fortgesponnen, welches von Francoeur ermuthigt und von De la Rive nicht gemißbilligt ward.

Die Meinung des Agenten hatte aus diesen Gründen bei Eugen De la Rive sehr bedeutendes Gewicht, besonders da er allgemein als ein Mann von wunderbarem Scharfsinne und umfassendster Geschäftskenntniß betrachtet ward — Eigenschaften, von welchen seine Wohlhabenheit der augenscheinlichste Beweis war.

Unter diesen Umständen wunderte sich Niemand, daß Francoeur's Ansichten mit den Wünschen und Interessen der Familie De la Rive stets Hand in Hand gegangen waren. Er hatte früher stets die Ueberzeugung ausgesprochen, daß Herr von Chateau-

roux noch lebe und daß der Prätendent, wie die Gegenpartei ihn nannte, der ächte Graf sei.

Jetzt dagegen behauptete er mit gleicher Hartnäckigkeit, daß Herr von Chateauroux todt sein müsse.

Er leugnete nicht, daß der sogenannte Prätendent der wirkliche Herr von Chateauroux gewesen sei, wenigstens, sagte er, habe er dies geglaubt, obschon er nicht umhin könne, zu gestehen, daß einige Umstände während der letzten Zeit seines Verweilens auf dem Schlosse seine Meinung etwas erschüttert hätten.

Möge er nun aber bei jener Gelegenheit Recht oder Unrecht gehabt haben, so sei er doch jetzt fest überzeugt, daß der Graf nicht mehr lebe; und als er im Laufe des Prozesses aufgefordert ward, seine Gründe für diese Ueberzeugung anzugeben, antwortete er, daß Herr von Chateauroux, so oft er von daheim abwesend gewesen, stets an ihn geschrieben habe, um Geld zu verlangen.

„Diese Gewohnheit war unabänderlich," sagte er; „und wie hätte er auch anders handeln können, da er weiter keine Subsistenzmittel besaß, als das, was er von den Einkünften der Herrschaft erhielt?"

Das einzige Mal, wo der Graf jemals verfehlt hatte, dies zu thun, war, wie Francoeur versicherte, gewesen, als er das erste Mal plötzlich aus seinem

Zimmer verschwunden war, und dieser Umstand, in Verbindung mit der Thatsache, daß der Agent niemals um Geld angegangen worden, überzeugte ihn nicht bloß, daß Herr von Chateauroux todt sei, sondern vermehrte auch bedeutend seine Zweifel in Bezug auf den sogenannten Prätendenten; und da es eine bekannte Sache war, daß der Graf keine weiteren Hilfsmittel hatte, als die ihm aus dem Vermögen seiner Gemahlin erwuchsen, so war dieses Argument für die Gerichtsbehörden nicht ohne Gewicht.

So hatten die Sachen einige Zeit lang gestanden, als Eugen, welcher fand, daß, so wie seine Kinder heranwuchsen, die Anforderungen an seine Tasche immer häufiger und die Gründe für ein definitives Arrangement immer dringlicher wurden, eines Nachmittags auf dem Schlosse ankam und den Agenten Francoeur zu einer Conferenz rufen ließ.

Seit dem Tode der Gräfin hatte das Haus unter der Obhut des Agenten gestanden und war nur von dem Pförtner und dessen Frau bewohnt gewesen, welche die Fenster öffneten und die Zimmer lüfteten.

Ein einziges Zimmer war in bewohnbarem Stande, und dieses war ein kleines, welches früher des Grafen Arbeits- oder Geschäftszimmer gewesen war. Es stieß an den Salon und enthielt Nichts als einen Schreibtisch und Stühle, so wie Bücher und ein

lebensgroßes Bildniß des Grafen Joachim von Chateauroux, Vaters des letzten Grafen, in einem maulbeerfarbenen Anzuge, kurzem Mantel und schwarzen Strümpfen dargestellt.

Eine Glasthür führte aus dem Salon auf eine schöne Terrasse, von welcher man die Aussicht auf den Park hatte, und hier schritt Eugen De la Rive, über die Angelegenheit nachdenkend, die ihn nach Arles geführt, auf und ab, bis der Agent ankam.

Als dies geschah, trat er durch die Glasthür, welche sie offenstehen ließen, wieder in den Salon und begab sich in das Geschäftszimmer, wo, nachdem Beide an dem Tische Platz genommen, sie ihre Conferenz damit eröffneten, daß sie gewisse auf den Prozeß Bezug habende Briefe und Papiere, welche Francoeur mitgebracht, durchlasen und verglichen.

„Ich bin,“ sagte Herr De la Rive, „entschlossen, diesem verderblichen Prozesse ein Ende zu machen, wenn es mit einem nicht unbilligen Opfer geschehen kann. Ich bin ganz derselben Ansicht wie Sie und hege keinen Zweifel an dem Tode des Grafen; aber was hilft uns dies, wenn wir es nicht beweisen können, was wir offenbar niemals im Stande sein werden? Lieber würde ich ein Drittel der Erbschaft annehmen und den Chateauroux den Rest überlassen, als die Sache noch weiter verfolgen.“

Francoeur schüttelte, wie er gewöhnlich zu thun pflegte, wenn dergleichen Vorschläge gemacht wurden, den Kopf und bemerkte, daß dies ein furchtbares Opfer bringen hieße.

„Das ist allerdings wahr,“ entgegnete De la Rive, „ein Theil ist aber weniger als das Ganze, und wenn wir nicht zu irgend einem Arrangement kommen, so wird der Prozeß noch das ganze Besitzthum verschlingen und zuletzt, wenn er auch zu unsern Gunsten entschieden werden sollte, Nichts mehr zu erben da sein.“

„Wenn der Tod des Grafen nur nachgewiesen werden könnte!“ sagte der Agent, mehr mit sich selbst als mit Herrn De la Rive sprechend.

„Ja wohl! das sage ich auch; aber wir können ihn nicht nachweisen,“ entgegnete der Letztere; „das ist eben das Unglück. Wenn wir nur ausfindig machen könnten, was aus den beiden Dienstleuten, Clarisse und Morel, geworden ist — vielleicht könnten diese einiges Licht über das Geheimniß verbreiten.“

„Wahrscheinlich sind sie todt,“ entgegnete Francoeur; „überdies, wenn wir sie auch fänden, so können wir nicht wissen, nach welcher Seite hin ihr Zeugniß den Ausschlag geben würde. Es könnte sehr

leicht gerade das Gegentheil von dem beweisen, was wir wünschen."

„Nun gut, möge es so sein," antwortete De la Rive, der ein Mann von streng rechtlichen Grundsätzen war; „möge es so sein! Ich wünsche weiter Nichts, als Ermittelung der Thatsache, ob Chateauroux todt oder lebendig ist. Lebt er noch, so möge er die Güter nehmen — sie sind ohne Zweifel sein, so lange er lebt. Mittlerweile aber ist es doch sehr schlimm, daß weder die eine noch die andere Partei diese Güter genießen kann, während das Besitzthum selbst in der Hitze des Streites hinwegschmilzt; — aber wer ist denn das in dem Nebenzimmer? Ich höre Fußtritte darin, und wenn ich nicht irre, so haben wir die auf die Terrasse führende Glasthür offen gelassen. Sehen Sie doch einmal, wer es ist."

In der That ließ sich ein Knistern von Schuhen und der Schall eines schweren, festen Trittes vernehmen, der quer durch den Salon auf das Geschäftszimmer zuzukommen schien. Francoeur stand auf und drehte sich herum, um die Thür zu öffnen; ehe er dies aber noch thun konnte, geschah es durch eine Hand auf der andern Seite.

„Ah, Herr Francoeur, nicht wahr?" sagte ein ältlicher Herr, der mit dem Hute in der Hand in das Zimmer trat. „Trotz der Jahre, welche ver-

strichen sind, seitdem wir uns das letzte Mal sahen, sind Ihre Züge doch noch recht wohl zu erkennen."

Während der Fremde mit der ruhigsten Miene, dem freundlichsten Lächeln und in der unbefangensten Weise, die man sich denken kann, diese Worte sprach, blieb Herr De la Rive mit offenem Munde und stieren, weitgeöffneten, auf den Fremden gehefteten Augen auf seinem Stuhle sitzen, während seine rechte Hand, die eine Prise Schnupftabak zwischen den Fingern hielt, auf der Hälfte des Weges zwischen Dose und Nase Halt machte und die größte Ueberraschung verrieth.

Auf Francoeur äußerte die plötzliche Erscheinung dieses Gastes eine noch gewaltigere Wirkung. In dem Augenblicke, wo er seiner ansichtig ward, schienen seine Füße unter ihm zu wanken und er war an die Wand zurückgetaumelt, wo er jetzt mit aschenbleichem Gesichte stand, seine Augen mit wildem, entsetztem Blicke auf den Fremden geheftet hielt und durch seine ganze Haltung und den Ausdruck seines Gesichts eben so viel Erstaunen als Schrecken verrieth, während die Ursache dieser außerordentlichen Störung ganz gelassen dastand und abwartete, was weiter folgen würde.

Der Erste, der eine Anstrengung machte, um den Zauber, der ihn gefesselt hielt, zu lösen, war

Herr De la Rive, welcher langsam den Kopf herumdrehte und seine Augen auf das Bild des Grafen Joachim heftete, welches über dem Kamine hing.

„Nein, ich bin kein Gespenst," sagte der Fremde zu dem Agenten, „obschon ich glaube," setzte er, zu Herrn De la Rive gewendet, hinzu, „daß die Zeit mir einige Aehnlichkeit mit meinem Vater verliehen hat."

„Ich sah eben, ob das Bildniß aus seinem Rahmen herausgestiegen wäre," entgegnete De la Rive, indem er von seinem Stuhle aufstand. „Ist es möglich, daß ich Herrn von Chateaurenx vor mir sehe?" fuhr er fort, indem er auf den Fremden zuschritt.

„Ich habe allerdings kaum das Recht, durch Ihre Frage überrascht zu werden," entgegnete der Letztere; „es sind gar so viele Jahre verstrichen, seitdem wir uns das letzte Mal gesehen haben. Nicht wahr, ich habe das Vergnügen, Herrn Adolf De la Rive zu sprechen?"

„Nein, ich bin Eugen," antwortete De la Rive; „mein Bruder Adolf ist todt. Aber wo in's Himmels Namen sind Sie denn diese langen Jahre gewesen?"

„Ach, das wäre eine lange Geschichte," entgegnete der alte Herr lächelnd, während er an dem

Tische Platz nahm, ohne daß es schien, als ob er weiter auf Francoeur's Benehmen achtete. „Wir müssen sie für Augenblicke aufsparen, wo wir mehr Muße haben. Aber sagen Sie mir — befreien Sie mich von meiner Unruhe — wie befindet sich meine Gattin?“

„Wissen Sie denn nicht, daß meine Schwester todt ist?“ antwortete De la Rive mit der Miene des Erstaunens.

„Todt!“ wiederholte der Fremde, indem er sein Gesicht mit den Händen bedeckte, „todt, ehe ich Gelegenheit gehabt habe, sie wegen meiner langen Entfernung um Verzeihung zu bitten! Ach, arme, arme Sophie!“

„Ja, lange hat Ihre Entfernung allerdings gedauert,“ entgegnete De la Rive. „Aber wenn Sie auch nicht wiederkommen wollten, warum um's Himmels Namen haben Sie nicht wenigstens einmal geschrieben? Da Sie die Gefahr kannten, in welche Ihr erstes Entweichen meine Schwester brachte, so war es ganz gewiß unverzeihlich, dasselbe noch einmal zu thun, ohne sich die Mühe zu nehmen, nach den Folgen zu fragen, die es für meine Schwester oder für uns haben mußte.“

„Mein erstes Entweichen!“ wiederholte der Graf.

„Gefahr für meine Gattin! Welch' erstes Entweichen meinen Sie? Von welcher Gefahr sprechen Sie?"

„Wie?" rief De la Rive, „dann waren Sie also wirklich nicht der Mann, den mein Bruder in der Nacht vor dem Tage, an welchem meine Schwester hingerichtet werden sollte, aus Paris herbeibrachte?"

„Sie sprechen in Räthseln," sagte der Graf. „Ihre Schwester sollte hingerichtet werden! Wie meinen Sie das?"

„Ich meine, daß in Folge Ihres unerklärlichen Verschwindens und einiger anscheinend den Verdacht bestärkender Umstände Ihre Gattin angeklagt ward, Sie ermordet zu haben, und daß sie nur dadurch vor einem schimpflichen Tode gerettet ward, daß mein Bruder Sie noch an dem Abende vor dem Tage producirte, welcher ihr letzter sein sollte."

„Daß er mich producirte!" wiederholte der Graf. „Wie konnte er mich produciren? Ich verstehe Sie nicht."

„Nun, wenn Sie es nicht selbst waren, so producirte er Ihren Doppelgänger," antwortete De la Rive; „denn obschon einige Leute die Identität bestritten, so ward doch der Mann, den mein Bruder hierher brachte, allgemein als der Graf von Chateauroux anerkannt."

„Dies ist in der That eine ganz außerordentliche

Geschichte," sagte der Graf; „aber ganz gewiß wurden Sie doch nicht auch getäuscht, Francoeur?" setzte er, zu dem Agenten gewendet, hinzu, der seinen Sitz nicht wieder eingenommen hatte, sondern immer noch mit dem Rücken an die Mauer, wohin seine erste Ueberraschung ihn geschleudert, gelehnt stand, obschon mit einem ganz anderen Ausdrucke in seinen Zügen, als er damals zur Schau getragen.

Der Schrecken, welcher seine Züge verzerrt, hatte jetzt einer Miene verächtlicher Ungläubigkeit Platz gemacht. Seine Lippen kräuselten sich und mit sich blähenden Nüstern antwortete er auf die Frage des Grafen, daß, wenn er auch Ein Mal getäuscht worden sei, er doch Sorge tragen würde, nicht zum zweiten Male hinter's Licht geführt zu werden.

„Gewiß nicht," antwortete der Graf mit gleichgiltigem Lächeln, „das wäre auch zu stark!"

Hierauf richtete er das Wort wieder an Herrn De la Rive, that viele Fragen in Bezug auf ihre beiderseitigen Freunde und Verwandten und erkundigte sich besonders genau nach allen Einzelnheiten in Bezug auf die letzten Tage und den Tod der Gräfin — einen Umstand, den er aufrichtig zu beklagen schien.

Mit diesen Gesprächen verging der Nachmittag, bis es endlich spät ward, und der Graf bemerkte,

es sei für ihn nun Zeit, zu überlegen, wo er die nächste Nacht schlafen solle.

„Sind hier vielleicht Betten in Bereitschaft?“ fragte er.

„Nein,“ entgegnete De la Rive. „Ich werde mein Pferd besteigen und wieder in die Stadt zurückreiten. Es wird am besten sein, wenn Sie mich begleiten — im Gasthause werden Sie Unterkommen und Bett finden.“

„Anders wird es wohl nicht werden,“ entgegnete der Graf, „es wäre denn, daß Herr Francoeur mich diese Nacht beherbergte. Morgen will ich sogleich Leute annehmen, um hier Alles in bewohnbaren Stand setzen zu lassen, und so bald als ich eingerichtet bin, Eugen, hoffe ich, daß Sie wiederkommen und mich auf einige Zeit besuchen werden, denn wir haben einander noch viel zu erzählen und eine Menge Geschäfte zu besprechen.“

Herr De la Rive verneigte sich und schien stillschweigend die Einladung anzunehmen. Ueberhaupt war es auffallend, daß er, weit entfernt, Francoeur's Zweifel zu theilen, sich in das entgegengesetzte Extrem gestürzt zu haben schien, als ob er durch ein Uebermaß von Vertrauen seinerseits die beleidigende Ungläubigkeit des Andern aufzuwiegen suchte.

Die unmittelbare Antwort auf das Verlangen

des Grafen wegen Beherbergung für die nächste Nacht war bloß ein verächtliches Lächeln; gleich darauf aber schien er sich zu besinnen, änderte zum ersten Male seine Haltung, trat einige Schritte näher und sagte:

„Es steht Ihnen ein Bett bei mir zu Diensten.“

„Nun, gut denn,“ sagte der Graf in heiterem Tone; „da es schon ziemlich spät ist, so glaube ich, wir thäten am besten, für heute aufzubrechen. Erst wollen wir Sie fortreiten sehen, Eugen, und dann will ich mit Francoeur zu Fuße nach Beaulieu gehen,“ — so hieß der Wohnort des Agenten.

„Apropos!“ setzte der Graf hinzu, „ehe ich gehe, muß ich auch noch einige Worte mit dem Pförtner sprechen. Ich glaube, ich werde ihn in seinem Häuschen sehen, wenn wir vorbeigehen.“

Mit diesen Worten schritt der Graf voran und sämmtliche Drei begaben sich nach dem Orte, wo Herrn De la Rive's Pferde und Reitknecht standen, und nachdem die Reiter aufgestiegen waren, begab sich die ganze Gesellschaft weiter nach der Pförtnerwohnung.

An dem Thore, bereit, es zu öffnen, und begierig, den Bruder ihrer früheren Herrin zu grüßen, standen der Pförtner und seine Frau, und De la Rive zog, als er die beiden Leute stehen sah, den Zügel an, um ein paar Worte mit ihnen zu sprechen.

„Nun, Martin, wie geht's heuer mit Eurer Gicht?“ fragte er.

„Nicht gut, gnädiger Herr,“ antwortete Martin, „und ich zweifle auch, daß es jemals besser werden wird. Das Alter und die Gicht sind Freunde, die, wenn sie sich einmal zusammengefunden haben, selten eher wieder von einander lassen, als bis der Tod sie trennt. Sie, gnädiger Herr, und die jungen Herren und Fräuleins befinden sich doch sämmtlich wohl?“ setzte Martin mit seiner besten Verbeugung hinzu.

Ehe er aber noch mit seinem Bücklinge fertig war und Zeit gehabt hatte, sich wieder zu seiner perpendikulären Stellung emporzurichten, ward er durch einen lauten Schrei von seiner Frau erschreckt, und als er sich umsah, erblickte er die alte Frau, die, mit einem Gesichte so weiß wie ihre Schürze, an die Thorsäule gelehnt stand. Ihre Arme waren, wie um den höchsten Grad des Erstaunens zu bezeichnen, emporgerichtet, und ihre Augen auf den neuangekommenen Grafen geheftet.

Nicht sobald hatte der Mann seine Augen in derselben Richtung hingewendet, um die Ursache dieser Aufregung zu entdecken, so ward er von gleichem Staunen ergriffen.

Dies war auch durchaus nicht zu verwundern. Die Züge und die ganze Persönlichkeit des Grafen

hatten nicht bloß die auffallendste Aehnlichkeit mit dem Bildnisse des Grafen Joachim, sondern sein Anzug war auch genau derselbe, so daß die guten, einfachen Leute, welche das Bildniß ganz genau kannten, nicht anders glaubten, als es sei wirklich lebendig geworden und aus seinem Rahmen herausgetreten, wie De la Rive scherzend bemerkt hatte.

Als eine Erklärung erfolgte — eine Erklärung, an der jedoch Francoeur keinen Antheil nahm —, waren die guten Leute, obschon weniger erschreckt, doch kaum weniger überrascht, und nicht sobald hatte der Graf sie verlassen, als der alte Pförtner nach vielen Ausrufen der Verwunderung und der Freude seinen Hut und Stock nahm und fort humpelte, um die außerordentliche Neuigkeit den Dorfbewohnern mitzutheilen, welche sammt und sonders beklagten, daß die Gräfin nicht mehr am Leben sei, um diesen Tag zu sehen.

Mittlerweile, während Martin die unerwartete Kunde in der Umgegend verbreitete und Madelon, seine Frau, obschon ungern, sich genöthigt sah, zu Hause zu bleiben und ihr aufgeregtes Gemüth dadurch zu erleichtern, daß sie sich mit dem Papagei der seligen Gräfin unterhielt — einem Vogel, der sich eines für seine Verhältnisse sehr reichlichen Einkommens von jährlich hundert Franks erfreute, welches

ihm die Gräfin vermacht, indem sie zugleich die würdigen Leute zu seinen Hütern und Pflegern ernannte —, ritt Herr De la Rive nachdenklich weiter nach der Stadt Arles.

Wohl hatte er Grund, nachdenklich zu sein, denn das Wiedererscheinen seines munteren, gesund und frisch aussehenden Schwagers versetzte ihn in eine bedeutende Entfernung von der Erbschaft seiner Schwester, und die Projecte, die er eine Zeitlang in Bezug auf die Verbesserung der Stellung seiner Familie gehegt, mußten nun anderen weichen, die mit seinen Mitteln in besserer Uebereinstimmung standen.

Die Verheirathung seines Sohnes Ernst mit Francoeur's Tochter Alphonsine war jetzt vielleicht wünschenswerther, als er früher selbst geglaubt; andererseits aber war es auch möglich, daß Francoeur jetzt anders dachte; denn obschon er keinen Titel hatte, so war er doch ebenfalls von adeliger Abkunft und berechtigt, sich von Francoeur zu nennen, wiewohl der Weg, auf dem er von Armuth zu Reichthum gelangt war, als ein nicht edelmännischer seinen Ansprüchen bedeutenden Eintrag gethan hatte.

Mit all' dem Stolze des armen Adels beschloß De la Rive, die Initiative zu ergreifen und seinem Sohne zu befehlen, in seinen Aufmerksamkeiten gegen

Mademoiselle Franco[illegible] sofort eine Pause eintreten zu lassen, bis ihr [illegible] sich erklärt haben würde.

Bei diesem Entschlusse stehen bleibend, ritt er in die Stadt hinein, wo er eine ziemliche Menschenmenge um die Thür des Gasthauses versammelt fand, denn es hatte sich das Gerücht verbreitet, daß Herr von Chateauroux an diesem Nachmittage in einem schönen vierspännigen Wagen am Goldnen Löwen vorgefahren und, nachdem er eine leichte Erfrischung genossen, ohne auszusteigen oder mit Jemandem ein Wort zu sprechen, in der Richtung nach dem Schlosse weiter gefahren sei.

Er hatte keinen Diener gehabt, die Postillone waren vollkommen schweigsam gewesen, und wenn sie auch anders gewesen wären, so hätten sie doch in Bezug auf den Reisenden keinen Aufschluß geben können, denn sie wußten, wie sie bei ihrer Rückkehr erklärten, von ihm weiter Nichts, als daß sie gedungen worden, ihn zu fahren. Er hatte sie freigebig bezahlt und dann fortgeschickt, um in dem Gasthofe auszuspannen, weil die Ställe im Schlosse ganz in Unordnung und ohne Futtervorräthe waren.

Der Gastwirth selbst aber hatte den Grafen gesehen, während derselbe, im Wagen sitzend, eine Tasse Kaffee trank. Auch noch mehrere andere Personen waren zugegen gewesen, und keine von ihnen

hegte einen Zweifel, daß dies der so lange entschwunden gewesene Graf sei.

Als Herr De la Rive erschien, begleiteten ihn der Wirth und einige Andere, welche ein Recht zu haben glaubten, ihn auszufragen, auf sein Zimmer, und nachdem sie ihre eigenen Wahrnehmungen in Bezug auf den Fremden mitgetheilt, hatten sie die Freude, dieselben bestätigt zu hören.

Es war kein Zweifel an der Sache — der todtgeglaubte Graf von Chateauroux war wieder an's Licht gekommen, und war nun da, um sein Vermögen in Anspruch zu nehmen.

Es war eine glorreiche Nacht für den Wirth zum Goldenen Löwen! Wie ward auf die Gesundheit und den Willkommen des verlorenen Gatten gezecht! Denn wenn auch nichts Anderes, so giebt es doch wenigstens Eins, worin die Menschheit Aehnlichkeit mit den Engeln hat.

So wie nämlich im Himmel über einen Sünder, welcher Buße thut, mehr Freude ist, als über neunundneunzig Gerechte, so erhöhet auch die Welt nicht selten einen Mann zu ihrem Helden, weil er einfach aufgehört hat, sich schlechter zu betragen, als andere Leute.

So verschwendeten auch die guten Leute von Arles mehr Geld und Zeit auf die Feier der Rückkehr

dieses sündigen Grafen, als sie jemals sämmtlichen soliden Grafen von Languedoc zusammengenommen gewidmet, die doch zu Hause geblieben und ihre ehelichen Pflichten erfüllt, während dieser dagegen in der Welt herumgestrichen war und seine Pflichten vernachlässigt hatte.

Indessen hat doch vielleicht die Dankbarkeit Etwas mit diesem eigenthümlichen Umstande zu thun. Das Leben ist größtentheils eine ziemlich langweilige Reihenfolge von Ereignissen, und in Arles war es, eben so wie anderwärts, nicht unnatürlich, sich dem Manne verpflichtet zu fühlen, der die Eintönigkeit des Lebens durch so wunderbare excentrische Vorgänge unterbrochen hatte. Die Neuigkeitsjäger und Klatschschwestern konnten sich nun für wenigstens einen einmonatlichen Feldzug verproviantirt betrachten, und der Wirth zum Goldenen Löwen zählte wohlweislich seine Weinfässer und trug Sorge, seine Speisekammer mit frischen Vorräthen zu versehen.

Sicht kam und das Erscheinen einer ältlichen Dame auf den Thürstufen das Gespräch unterbrach.

„Mein Gott! Mein Gott!“ rief sie, indem sie auf die beiden Männer zueilte. „Ja, wahrlich, ich irre mich nicht, Sie sind der Graf von Chateauroux!“

„Und Sie sind Madame Francoeur, nicht wahr?“ sagte der Graf freundlich, indem er ihr die Hand bot.

„Ist es möglich?“ rief sie; „nach so langjähriger Abwesenheit sind Sie zurückgekehrt? Ich stand an dem Fenster meines Zimmers und erkannte Sie in dem Augenblicke, wo ich Ihrer Züge ansichtig ward.“

„Und dennoch haben die Jahre eine große Veränderung darin bewirkt, seitdem wir auf meiner Hochzeit mit einander tanzten,“ sagte der Graf. „Sie waren damals noch nicht verheirathet.“

„Ganz recht,“ entgegnete Madame Francoeur; „Sie sehen aber für Ihr Alter wirklich ungemein wohl aus.“

Der Graf erwiderte natürlich das Compliment, und so gingen sie den Garten hinauf nach dem Hause, während Francoeur sie verließ und in das Haus hinein ging, ohne ein Wort zu sprechen oder seiner Gattin auch nur mitzutheilen, daß ihr Gast die Nacht unter ihrem Dache zubringen sollte.

Der Graf indessen, den Nichts aus der Fassung

zu bringen oder einschüchtern zu können schien, nahm sich selbst die Mühe, seiner Wirthin zu sagen, daß ihr Gatte so freundlich gewesen sei, ihm auf eine Nacht seine Gastfreundschaft anzubieten — eine Mittheilung, die ihr augenscheinlich große Freude machte.

Nachdem sie ihn daher in den Salon geführt und ihren Töchtern vorgestellt, ließ sie ihn bei diesen, während sie die nöthigen Befehle zur Instandsetzung seines Zimmers ertheilte, und es gelang ihm, auf die jungen Damen einen so guten Eindruck zu machen, daß, als er sich auf sein Zimmer begab, um sich umzukleiden, wenigstens Zwei davon sich sehr lobend über ihn aussprachen."

„O, Mama," sagte Mademoiselle Laura, „ich weiß nicht, wie der Graf gewesen ist, als er jung war, aber er ist wirklich jetzt noch ein ganz liebenswürdiger Mann."

Laura war die älteste der Töchter und vergaß nicht, daß dieser angenehme ältliche Herr Witwer war — eine Erinnerung, von welcher ihre sorgfältig studirte Toilette, als sie beim Diner erschien, offenkundig Zeugniß gab.

„Seht doch diese Laura an!" rief Alphonsine. „Wie lächerlich, sich wegen dieses alten grauköpfigen Wüstlings in seinem chocoladefarbenen Rocke so herauszuputzen."

Sicht kam und das Erscheinen einer ältlichen Dame auf den Thürstufen das Gespräch unterbrach.

„Mein Gott! Mein Gott!“ rief sie, indem sie auf die beiden Männer zueilte. „Ja, wahrlich, ich irre mich nicht, Sie sind der Graf von Chateauroux!“

„Und Sie sind Madame Francoeur, nicht wahr?“ sagte der Graf freundlich, indem er ihr die Hand bot.

„Ist es möglich?“ rief sie; „nach so langjähriger Abwesenheit sind Sie zurückgekehrt? Ich stand an dem Fenster meines Zimmers und erkannte Sie in dem Augenblicke, wo ich Ihrer Züge ansichtig ward.“

„Und dennoch haben die Jahre eine große Veränderung darin bewirkt, seitdem wir auf meiner Hochzeit mit einander tanzten,“ sagte der Graf. „Sie waren damals noch nicht verheirathet.“

„Ganz recht,“ entgegnete Madame Francoeur; „Sie sehen aber für Ihr Alter wirklich ungemein wohl aus.“

Der Graf erwiderte natürlich das Compliment, und so gingen sie den Garten hinauf nach dem Hause, während Francoeur sie verließ und in das Haus hinein ging, ohne ein Wort zu sprechen oder seiner Gattin auch nur mitzutheilen, daß ihr Gast die Nacht unter ihrem Dache zubringen sollte.

Der Graf indessen, den Nichts aus der Fassung

zu bringen oder einschüchtern zu können schien, nahm sich selbst die Mühe, seiner Wirthin zu sagen, daß ihr Gatte so freundlich gewesen sei, ihm auf eine Nacht seine Gastfreundschaft anzubieten — eine Mittheilung, die ihr augenscheinlich große Freude machte.

Nachdem sie ihn daher in den Salon geführt und ihren Töchtern vorgestellt, ließ sie ihn bei diesen, während sie die nöthigen Befehle zur Instandsetzung seines Zimmers ertheilte, und es gelang ihm, auf die jungen Damen einen so guten Eindruck zu machen, daß, als er sich auf sein Zimmer begab, um sich umzukleiden, wenigstens Zwei davon sich sehr lobend über ihn aussprachen."

„O, Mama," sagte Mademoiselle Laura, „ich weiß nicht, wie der Graf gewesen ist, als er jung war, aber er ist wirklich jetzt noch ein ganz liebenswürdiger Mann."

Laura war die älteste der Töchter und vergaß nicht, daß dieser angenehme ältliche Herr Witwer war — eine Erinnerung, von welcher ihre sorgfältig studirte Toilette, als sie beim Diner erschien, offenkundig Zeugniß gab.

„Seht doch diese Laura an!" rief Alphonsine. „Wie lächerlich, sich wegen dieses alten grauköpfigen Wüstlings in seinem chocoladefarbenen Rocke so herauszuputzen."

„Wenn sie Gefallen an ihm findet, so ist es durchaus nicht lächerlich," antwortete Rosa. „Ich finde ihn wirklich selbst sehr angenehm. Ich weiß aber, Alphonsine, daß Du ihn nicht mit nachsichtigem Auge betrachten kannst, und wundere mich auch nicht darüber. Seine Wiederauferstehung wird, fürchte ich, das Grab Deiner Hoffnungen sein."

„Das kommt noch darauf an," antwortete Alphonsine. „Wenn Papa vielleicht auch minder geneigt ist, so wird Herr De la Rive dagegen weniger Einwendungen gegen meine Vermählung mit seinem Sohne machen. Nein, ich fühle mich förmlich angewidert durch den Egoismus und Mangel an Gefühl, den dieser Graf sein ganzes Leben lang an den Tag gelegt. Er hat seiner vortrefflichen Gattin das Leben verbittert, sie hätte durch seine Schuld beinahe einen schimpflichen Tod erlitten, und nun, wo es ihm beliebt, wiederzukommen, und er findet, daß sie todt ist, scheint er sich nicht das Mindeste daraus zu machen. Nein, an einem solchen Manne kann ich keinen Gefallen finden."

Trotz der Richtigkeit dieser Bemerkungen aber war es doch in Gegenwart des Grafen nicht leicht, daran festzuhalten. Seine Züge waren so offen, sein ganzes Wesen so gewinnend und seine Conversation bei Tische so außerordentlich unterhaltend.

Es ward zu jener Zeit noch nicht so viel gereis't, wie jetzt, und da nicht Jeder, der eine Reise machte, ein Buch darüber schrieb, so wußten Leute, welche daheim blieben, von der Welt, die sie nicht sahen, weit weniger als wir.

Herr von Chateauroux war, wie sich zeigte, viel gereis't. Er hatte nicht bloß die Alpen überschritten, sondern war auch im Osten und Westen gewesen, — konnte von jenen stolzen Inselbewohnern erzählen, welche rohes Rindfleisch und in Wasser gekochte Gemüse aßen, wodurch sie so blutdürstig gemacht wurden, daß sie der schönsten Königin in Europa den Kopf abgeschnitten hatten. Er konnte erzählen, wie die Frauen im Orient, sobald als sie verheirathet wären, anstatt jene Freiheit zu genießen, nach welcher französische Jungfrauen seufzen, ihr ganzes Leben lang in einen Harem eingesperrt würden, ohne andere Bewunderer zu haben, als ihre eigenen langweiligen Ehemänner.

Sogar Alphonsinens Vorurtheile begannen endlich zu weichen, und als die Damen sich entfernten, um sich in einem anderen Zimmer mit einander zu unterhalten, machte sie die Lobsprüche ihrer Schwestern nicht mehr streitig.

„Daß aber Papa ihm nicht gewogen ist," sagte sie, „das ist sehr klar. Er kann ihm nicht, wie wir,

seine gefühllose Handlungsweise deßwegen verzeihen, weil er angenehm und unterhaltend ist."

Und so schien es auch in der That, denn allen Anreden des Grafen hatte Francoeur nur ein verstocktes Schweigen entgegengesetzt und bewahrte jetzt, wo die beiden Herren mit einander allein waren, immer noch denselben unzufriedenen und mürrischen Ausdruck des Gesichts, während sein ihm gegenübersitzender Gast die unbedingteste Ruhe und Behaglichkeit verrieth.

„Ich glaube, ich könnte die Weinberge nennen, auf welchen dieser Wein gewachsen ist," sagte er, indem er das Glas an seine Lippen hob. „Er hat ganz genau den Geschmack des Burgunders, den ich von Lecoque zu bekommen pflegte. Apropos, wie sind denn die Keller des Schlosses gefüllt? Ist der Vorrath gut unterhalten worden?"

„So ziemlich," entgegnete Francoeur trocken.

„Ich muß mich sofort darum bekümmern," entgegnete der Graf, „denn es ist meine Absicht, während der noch übrigen Zeit meines Lebens hier meinen wesentlichen Wohnsitz zu nehmen."

„Wirklich!" sagte Francoeur, indem er mit einem eigenthümlichen ironischen Ausdrucke die Augenbrauen in die Höhe zog.

„Ja, wirklich," entgegnete der Graf. „Wahr=

scheinlich glauben Sie, mein Hang zum Umherschweifen werde stärker sein, als meine Vorsätze. Ist dies der Fall, Francoeur? Sie glauben, ich werde wieder verschwinden?"

Hierauf drehte sich Francoeur langsam auf seinem Stuhle herum, bis sein Gesicht dem des Grafen gegenüber war, legte seine beiden Arme auf den Tisch, heftete seine Augen auf die seines Gastes und antwortete in festem, bedeutsamem Tone:

„Ja."

„Da irren Sie sich vollständig," entgegnete der Graf in freundlichem, gutgelauntem Tone. „Die Jahre haben Erfahrung gebracht. Ich sehe die Thorheit meines vergangenen Lebens ein; das Alter hat übrigens meine Geschmacksrichtungen verändert und ich sehne mich nach Ruhe und einer kleinen stillen Gesellschaft."

„Dann würde ich Ihnen rathen, sie anderwärts zu suchen," entgegnete Francoeur mit unbezähmbarer Gereiztheit. „Der Scherz ist jetzt ein abgestandener, mein Herr," sagte er, indem er sich verächtlich abwendete; „ein Mal mag er gegangen sein, aber ein zweites Mal ist es Nichts damit."

„Francoeur," entgegnete der Graf, indem er sich mit erstaunter Miene, aber immer noch im freundlichsten Tone zu ihm wendete, „Sie setzen mich

wirklich in Erstaunen. Sie wollen doch nicht etwa damit sagen, daß Sie meine Identität bezweifeln?"

„Ihre Identität!" wiederholte der Agent in immer verächtlicherem Tone. „Wohl mögen Sie Herrn De la Rive täuschen, aber mich täuschen Sie nicht — das versichere ich Ihnen!"

„In der That, das ist doch eigenthümlich," sagte der Graf ohne den geringsten Anschein von Mißfallen, — im Gegentheil, er lachte; „Sie glauben einem Betrüger, der sich hier für mich ausgiebt, und mir, der ich nun wirklich vor Ihnen stehe, wollen Sie nicht glauben."

„Ich habe dem Betrüger niemals geglaubt, mein Herr, eben so wenig, als ich jetzt Ihnen glaube; ich unterstützte jedoch den Betrug eine Zeitlang um der Gräfin willen. Dieser Beweggrund ist indessen nicht mehr vorhanden und ich will ihre Familie nicht durch einen Schurken um ihr Vermögen betrügen lassen."

„Bravo!" sagte der Graf mit der Miene lebhaften Beifalles. „Sie entzücken mich, Francoeur! Sie handeln ganz so, wie es Ihre Pflicht ist. Ihre Zweifel sind ganz natürlich, und weit entfernt, Ihre Vorsicht zu tadeln, bewundere ich dieselbe. Es ist allerdings sehr leicht möglich, daß dieser Mensch zum zweiten Male hierher gekommen wäre, um sein Glück

nochmals zu versuchen, und es wäre zu arg, wenn man ihn abermals achtzehn Monate lang sich für mich ausgeben lassen wollte, nicht wahr? Aber seien Sie unbesorgt; ich bin endlich der Rechte; darauf verlassen Sie sich, und ich werde im Stande sein, es Ihnen zu beweisen."

„Niemals werden Sie das im Stande sein, mein Herr," entgegnete der Agent mit unverbrüchlicher Festigkeit, — „niemals!" Und indem er dieses letzte Wort ausstieß, schlug er mit der geballten Faust heftig auf den Tisch.

„Ha! ha! ha!" lachte der Graf. „Die Sache hat wirklich etwas Komisches."

„Das denken Sie vielleicht," antwortete Francoeur; „ich glaube aber, Sie werden den Scherz nicht ganz so gut finden, wie Sie vielleicht erwarten. Ohne Zweifel wäre es gar nicht übel, sich so ganz gemächlich in den Besitz einer schönen Herrschaft zu setzen, und wäre ich nicht mehr am Leben, so hätte Ihnen dies auch sehr leicht gelingen können. So aber geht es nicht, und wenn Sie einen wohlgemeinten Rath annehmen wollen, so setzen Sie sich morgen früh mit Tagesanbruche wieder auf Ihr Pferd und verschwinden aus dieser Gegend für immer."

„Ein sehr bescheidenes Ansinnen, Francoeur, das muß ich sagen," entgegnete der Graf. „Es thut

es sei für ihn nun Zeit, zu überlegen, wo er die nächste Nacht schlafen solle.

„Sind hier vielleicht Betten in Bereitschaft?" fragte er.

„Nein," entgegnete De la Rive. „Ich werde mein Pferd besteigen und wieder in die Stadt zurückreiten. Es wird am besten sein, wenn Sie mich begleiten — im Gasthause werden Sie Unterkommen und Bett finden."

„Anders wird es wohl nicht werden," entgegnete der Graf, „es wäre denn, daß Herr Francoeur mich diese Nacht beherbergte. Morgen will ich sogleich Leute annehmen, um hier Alles in bewohnbaren Stand setzen zu lassen, und so bald als ich eingerichtet bin, Eugen, hoffe ich, daß Sie wiederkommen und mich auf einige Zeit besuchen werden, denn wir haben einander noch viel zu erzählen und eine Menge Geschäfte zu besprechen."

Herr De la Rive verneigte sich und schien stillschweigend die Einladung anzunehmen. Ueberhaupt war es auffallend, daß er, weit entfernt, Francoeur's Zweifel zu theilen, sich in das entgegengesetzte Extrem gestürzt zu haben schien, als ob er durch ein Uebermaß von Vertrauen seinerseits die beleidigende Ungläubigkeit des Andern aufzuwiegen suchte.

Die unmittelbare Antwort auf das Verlangen

des Grafen wegen Beherbergung für die nächste Nacht war bloß ein verächtliches Lächeln; gleich darauf aber schien er sich zu besinnen, änderte zum ersten Male seine Haltung, trat einige Schritte näher und sagte:

„Es steht Ihnen ein Bett bei mir zu Diensten."

„Nun, gut denn," sagte der Graf in heiterem Tone; „da es schon ziemlich spät ist, so glaube ich, wir thäten am besten, für heute aufzubrechen. Erst wollen wir Sie fortreiten sehen, Eugen, und dann will ich mit Francoeur zu Fuße nach Beaulieu gehen," — so hieß der Wohnort des Agenten.

„Apropos!" setzte der Graf hinzu, „ehe ich gehe, muß ich auch noch einige Worte mit dem Pförtner sprechen. Ich glaube, ich werde ihn in seinem Häuschen sehen, wenn wir vorbeigehen."

Mit diesen Worten schritt der Graf voran und sämmtliche Drei begaben sich nach dem Orte, wo Herrn De la Rive's Pferde und Reitknecht standen, und nachdem die Reiter aufgestiegen waren, begab sich die ganze Gesellschaft weiter nach der Pförtnerwohnung.

An dem Thore, bereit, es zu öffnen, und begierig, den Bruder ihrer früheren Herrin zu grüßen, standen der Pförtner und seine Frau, und De la Rive zog, als er die beiden Leute stehen sah, den Zügel an, um ein paar Worte mit ihnen zu sprechen.

„Nun, Martin, wie geht's heuer mit Eurer Gicht?“ fragte er.

„Nicht gut, gnädiger Herr,“ antwortete Martin, „und ich zweifle auch, daß es jemals besser werden wird. Das Alter und die Gicht sind Freunde, die, wenn sie sich einmal zusammengefunden haben, selten eher wieder von einander lassen, als bis der Tod sie trennt. Sie, gnädiger Herr, und die jungen Herren und Fräuleins befinden sich doch sämmtlich wohl?“ setzte Martin mit seiner besten Verbeugung hinzu.

Ehe er aber noch mit seinem Bücklinge fertig war und Zeit gehabt hatte, sich wieder zu seiner perpendikulären Stellung emporzurichten, ward er durch einen lauten Schrei von seiner Frau erschreckt, und als er sich umsah, erblickte er die alte Frau, die, mit einem Gesichte so weiß wie ihre Schürze, an die Thorsäule gelehnt stand. Ihre Arme waren, wie um den höchsten Grad des Erstaunens zu bezeichnen, emporgerichtet, und ihre Augen auf den neuangekommenen Grafen geheftet.

Nicht sobald hatte der Mann seine Augen in derselben Richtung hingewendet, um die Ursache dieser Aufregung zu entdecken, so ward er von gleichem Staunen ergriffen.

Dies war auch durchaus nicht zu verwundern. Die Züge und die ganze Persönlichkeit des Grafen

hatten nicht bloß die auffallendste Aehnlichkeit mit dem Bildnisse des Grafen Joachim, sondern sein Anzug war auch genau derselbe, so daß die guten, einfachen Leute, welche das Bildniß ganz genau kannten, nicht anders glaubten, als es sei wirklich lebendig geworden und aus seinem Rahmen herausgetreten, wie De la Rive scherzend bemerkt hatte.

Als eine Erklärung erfolgte — eine Erklärung, an der jedoch Francoeur keinen Antheil nahm —, waren die guten Leute, obschon weniger erschreckt, doch kaum weniger überrascht, und nicht sobald hatte der Graf sie verlassen, als der alte Pförtner nach vielen Ausrufen der Verwunderung und der Freude seinen Hut und Stock nahm und fort humpelte, um die außerordentliche Neuigkeit den Dorfbewohnern mitzutheilen, welche sammt und sonders beklagten, daß die Gräfin nicht mehr am Leben sei, um diesen Tag zu sehen.

Mittlerweile, während Martin die unerwartete Kunde in der Umgegend verbreitete und Madelon, seine Frau, obschon ungern, sich genöthigt sah, zu Hause zu bleiben und ihr aufgeregtes Gemüth dadurch zu erleichtern, daß sie sich mit dem Papagei der seligen Gräfin unterhielt — einem Vogel, der sich eines für seine Verhältnisse sehr reichlichen Einkommens von jährlich hundert Franks erfreute, welches

ihm die Gräfin vermacht, indem sie zugleich die würdigen Leute zu seinen Hütern und Pflegern ernannte —, ritt Herr De la Rive nachdenklich weiter nach der Stadt Arles.

Wohl hatte er Grund, nachdenklich zu sein, denn das Wiedererscheinen seines munteren, gesund und frisch aussehenden Schwagers versetzte ihn in eine bedeutende Entfernung von der Erbschaft seiner Schwester, und die Projecte, die er eine Zeitlang in Bezug auf die Verbesserung der Stellung seiner Familie gehegt, mußten nun anderen weichen, die mit seinen Mitteln in besserer Uebereinstimmung standen.

Die Verheirathung seines Sohnes Ernst mit Francoeur's Tochter Alphonsine war jetzt vielleicht wünschenswerther, als er früher selbst geglaubt; andererseits aber war es auch möglich, daß Francoeur jetzt anders dachte; denn obschon er keinen Titel hatte, so war er doch ebenfalls von adeliger Abkunft und berechtigt, sich von Francoeur zu nennen, wiewohl der Weg, auf dem er von Armuth zu Reichthum gelangt war, als ein nicht edelmännischer seinen Ansprüchen bedeutenden Eintrag gethan hatte.

Mit all' dem Stolze des armen Adels beschloß De la Rive, die Initiative zu ergreifen und seinem Sohne zu befehlen, in seinen Aufmerksamkeiten gegen

Mademoiselle Francoe[illegible] sofort eine Pause eintreten zu lassen, bis ihr R[illegible] sich erklärt haben würde.

Bei diesem Entschlusse stehen bleibend, ritt er in die Stadt hinein, wo er eine ziemliche Menschenmenge um die Thür des Gasthauses versammelt fand, denn es hatte sich das Gerücht verbreitet, daß Herr von Chateauroux an diesem Nachmittage in einem schönen vierspännigen Wagen am Goldnen Löwen vorgefahren und, nachdem er eine leichte Erfrischung genossen, ohne auszusteigen oder mit Jemandem ein Wort zu sprechen, in der Richtung nach dem Schlosse weiter gefahren sei.

Er hatte keinen Diener gehabt, die Postillone waren vollkommen schweigsam gewesen, und wenn sie auch anders gewesen wären, so hätten sie doch in Bezug auf den Reisenden keinen Aufschluß geben können, denn sie wußten, wie sie bei ihrer Rückkehr erklärten, von ihm weiter Nichts, als daß sie gedungen worden, ihn zu fahren. Er hatte sie freigebig bezahlt und dann fortgeschickt, um in dem Gasthofe auszuspannen, weil die Ställe im Schlosse ganz in Unordnung und ohne Futtervorräthe waren.

Der Gastwirth selbst aber hatte den Grafen gesehen, während derselbe, im Wagen sitzend, eine Tasse Kaffee trank. Auch noch mehrere andere Personen waren zugegen gewesen, und keine von ihnen

hegte einen Zweifel, daß dies der so lange entschwunden gewesene Graf sei.

Als Herr De la Rive erschien, begleiteten ihn der Wirth und einige Andere, welche ein Recht zu haben glaubten, ihn auszufragen, auf sein Zimmer, und nachdem sie ihre eigenen Wahrnehmungen in Bezug auf den Fremden mitgetheilt, hatten sie die Freude, dieselben bestätigt zu hören.

Es war kein Zweifel an der Sache — der todtgeglaubte Graf von Chateauroux war wieder an's Licht gekommen, und war nun da, um sein Vermögen in Anspruch zu nehmen.

Es war eine glorreiche Nacht für den Wirth zum Goldenen Löwen! Wie ward auf die Gesundheit und den Willkommen des verlorenen Gatten gezecht! Denn wenn auch nichts Anderes, so giebt es doch wenigstens Eins, worin die Menschheit Aehnlichkeit mit den Engeln hat.

So wie nämlich im Himmel über einen Sünder, welcher Buße thut, mehr Freude ist, als über neunundneunzig Gerechte, so erhöhet auch die Welt nicht selten einen Mann zu ihrem Helden, weil er einfach aufgehört hat, sich schlechter zu betragen, als andere Leute.

So verschwendeten auch die guten Leute von Arles mehr Geld und Zeit auf die Feier der Rückkehr

dieses sündigen Grafen, als sie jemals sämmtlichen soliden Grafen von Languedoc zusammengenommen gewidmet, die doch zu Hause geblieben und ihre ehelichen Pflichten erfüllt, während dieser dagegen in der Welt herumgestrichen war und seine Pflichten vernachlässigt hatte.

Indessen hat doch vielleicht die Dankbarkeit Etwas mit diesem eigenthümlichen Umstande zu thun. Das Leben ist größtentheils eine ziemlich langweilige Reihenfolge von Ereignissen, und in Arles war es, eben so wie anderwärts, nicht unnatürlich, sich dem Manne verpflichtet zu fühlen, der die Eintönigkeit des Lebens durch so wunderbare excentrische Vorgänge unterbrochen hatte. Die Neuigkeitsjäger und Klatschschwestern konnten sich nun für wenigstens einen einmonatlichen Feldzug verproviantirt betrachten, und der Wirth zum Goldenen Löwen zählte wohlweislich seine Weinfässer und trug Sorge, seine Speisekammer mit frischen Vorräthen zu versehen.

Viertes Kapitel.

Mittlerweile hatte der Held all' dieser Sensation in Francoeur's Begleitung Beaulieu erreicht.

Als Herr De la Rive fortritt, hatte der Graf seine Schritte ruhig nach dieser Richtung hingelenkt und gesagt:

„Nun werde ich das Vergnügen haben, Sie zu begleiten."

Und der Agent hatte stillschweigend eingewilligt und ging neben ihm her.

„Ihre Gattin lebt wohl noch?" fragte der Graf.

„Ja," antwortete der Agent.

„Ihre Kinder waren noch sehr klein, als ich sie zuletzt sah," bemerkte der Graf wieder.

Der Agent gab keine Antwort.

„Darf ich fragen, wieviel Kinder Sie haben?" fuhr der Graf fort.

„Ich habe drei Töchter und einen Sohn," entgegnete Francoeur in ungeduldigem, mürrischem Tone.

„Ist eins oder das andere davon verheirathet?" fragte der Graf, auf den das unfreundliche Wesen seines Begleiters durchaus keinen Eindruck zu machen schien und der trotz des auf seine letzte Frage erfolgenden fast heftigen „Nein" seine Erkundigungen mit der vollkommensten Gelassenheit weiter fortsetzte.

„Ah, Sie haben gebaut, wie ich sehe, und allerlei große Verbesserungen hier vorgenommen," bemerkte er, als sie an dem Landgute vorübergingen, wo Francoeur früher gewohnt hatte. „Wenn ich nicht irre, so war da, wo ich jetzt einen Lustgarten sehe, früher ein Obstgarten und ein Brunnen."

Bei dieser letzten Bemerkung stutzte Francoeur und sah den Grafen scharf an.

„Dieser Brunnen," fuhr der Graf fort, „ist, wie ich sehe, nicht mehr vorhanden — wo bekommen Sie jetzt Ihr Wasser her?"

„Ich habe einen andern Brunnen hinter dem Hause graben lassen," antwortete der Agent in einem Tone, welcher Gleichgiltigkeit heuchelte, obschon es klar war, daß seine Nerven durch irgend Etwas erschüttert wurden. Dem Grafen entging dies nicht, und er fühlte sich geneigt, den Gegenstand weiter zu verfolgen, als die neue Wohnung des Agenten in

Sicht kam und das Erscheinen einer ältlichen Dame auf den Thürstufen das Gespräch unterbrach.

„Mein Gott! Mein Gott!“ rief sie, indem sie auf die beiden Männer zueilte. „Ja, wahrlich, ich irre mich nicht, Sie sind der Graf von Chateauroux!“

„Und Sie sind Madame Francoeur, nicht wahr?“ sagte der Graf freundlich, indem er ihr die Hand bot.

„Ist es möglich?“ rief sie; „nach so langjähriger Abwesenheit sind Sie zurückgekehrt? Ich stand an dem Fenster meines Zimmers und erkannte Sie in dem Augenblicke, wo ich Ihrer Züge ansichtig ward.“

„Und dennoch haben die Jahre eine große Veränderung darin bewirkt, seitdem wir auf meiner Hochzeit mit einander tanzten,“ sagte der Graf. „Sie waren damals noch nicht verheirathet.“

„Ganz recht,“ entgegnete Madame Francoeur; „Sie sehen aber für Ihr Alter wirklich ungemein wohl aus.“

Der Graf erwiderte natürlich das Compliment, und so gingen sie den Garten hinauf nach dem Hause, während Francoeur sie verließ und in das Haus hinein ging, ohne ein Wort zu sprechen oder seiner Gattin auch nur mitzutheilen, daß ihr Gast die Nacht unter ihrem Dache zubringen sollte.

Der Graf indessen, den Nichts aus der Fassung

zu bringen oder einschüchtern zu können schien, nahm sich selbst die Mühe, seiner Wirthin zu sagen, daß ihr Gatte so freundlich gewesen sei, ihm auf eine Nacht seine Gastfreundschaft anzubieten — eine Mittheilung, die ihr augenscheinlich große Freude machte.

Nachdem sie ihn daher in den Salon geführt und ihren Töchtern vorgestellt, ließ sie ihn bei diesen, während sie die nöthigen Befehle zur Instandsetzung seines Zimmers ertheilte, und es gelang ihm, auf die jungen Damen einen so guten Eindruck zu machen, daß, als er sich auf sein Zimmer begab, um sich umzukleiden, wenigstens Zwei davon sich sehr lobend über ihn aussprachen."

„O, Mama," sagte Mademoiselle Laura, „ich weiß nicht, wie der Graf gewesen ist, als er jung war, aber er ist wirklich jetzt noch ein ganz liebenswürdiger Mann."

Laura war die älteste der Töchter und vergaß nicht, daß dieser angenehme ältliche Herr Witwer war — eine Erinnerung, von welcher ihre sorgfältig studirte Toilette, als sie beim Diner erschien, offenkundig Zeugniß gab.

„Seht doch diese Laura an!" rief Alphonsine. „Wie lächerlich, sich wegen dieses alten grauköpfigen Wüstlings in seinem chocoladefarbenen Rocke so herauszuputzen."

„Wenn sie Gefallen an ihm findet, so ist es durchaus nicht lächerlich," antwortete Rosa. „Ich finde ihn wirklich selbst sehr angenehm. Ich weiß aber, Alphonsine, daß Du ihn nicht mit nachsichtigem Auge betrachten kannst, und wundere mich auch nicht darüber. Seine Wiederauferstehung wird, fürchte ich, das Grab Deiner Hoffnungen sein."

„Das kommt noch darauf an," antwortete Alphonsine. „Wenn Papa vielleicht auch minder geneigt ist, so wird Herr De la Rive dagegen weniger Einwendungen gegen meine Vermählung mit seinem Sohne machen. Nein, ich fühle mich förmlich angewidert durch den Egoismus und Mangel an Gefühl, den dieser Graf sein ganzes Leben lang an den Tag gelegt. Er hat seiner vortrefflichen Gattin das Leben verbittert, sie hätte durch seine Schuld beinahe einen schimpflichen Tod erlitten, und nun, wo es ihm beliebt, wiederzukommen, und er findet, daß sie todt ist, scheint er sich nicht das Mindeste daraus zu machen. Nein, an einem solchen Manne kann ich keinen Gefallen finden."

Trotz der Richtigkeit dieser Bemerkungen aber war es doch in Gegenwart des Grafen nicht leicht, daran festzuhalten. Seine Züge waren so offen, sein ganzes Wesen so gewinnend und seine Conversation bei Tische so außerordentlich unterhaltend.

Es ward zu jener Zeit noch nicht so viel gereis't, wie jetzt, und da nicht Jeder, der eine Reise machte, ein Buch darüber schrieb, so wußten Leute, welche daheim blieben, von der Welt, die sie nicht sahen, weit weniger als wir.

Herr von Chateauroux war, wie sich zeigte, viel gereis't. Er hatte nicht bloß die Alpen überschritten, sondern war auch im Osten und Westen gewesen, — konnte von jenen stolzen Inselbewohnern erzählen, welche rohes Rindfleisch und in Wasser gekochte Gemüse aßen, wodurch sie so blutdürstig gemacht wurden, daß sie der schönsten Königin in Europa den Kopf abgeschnitten hatten. Er konnte erzählen, wie die Frauen im Orient, sobald als sie verheirathet wären, anstatt jene Freiheit zu genießen, nach welcher französische Jungfrauen seufzen, ihr ganzes Leben lang in einen Harem eingesperrt würden, ohne andere Bewunderer zu haben, als ihre eigenen langweiligen Ehemänner.

Sogar Alphonsinens Vorurtheile begannen endlich zu weichen, und als die Damen sich entfernten, um sich in einem anderen Zimmer mit einander zu unterhalten, machte sie die Lobsprüche ihrer Schwestern nicht mehr streitig.

„Daß aber Papa ihm nicht gewogen ist," sagte sie, „das ist sehr klar. Er kann ihm nicht, wie wir,

seine gefühllose Handlungsweise deßwegen verzeihen, weil er angenehm und unterhaltend ist."

Und so schien es auch in der That, denn allen Anreden des Grafen hatte Francoeur nur ein verstocktes Schweigen entgegengesetzt und bewahrte jetzt, wo die beiden Herren mit einander allein waren, immer noch denselben unzufriedenen und mürrischen Ausdruck des Gesichts, während sein ihm gegenübersitzender Gast die unbedingteste Ruhe und Behaglichkeit verrieth.

„Ich glaube, ich könnte die Weinberge nennen, auf welchen dieser Wein gewachsen ist," sagte er, indem er das Glas an seine Lippen hob. „Er hat ganz genau den Geschmack des Burgunders, den ich von Lecoque zu bekommen pflegte. Apropos, wie sind denn die Keller des Schlosses gefüllt? Ist der Vorrath gut unterhalten worden?"

„So ziemlich," entgegnete Francoeur trocken.

„Ich muß mich sofort darum bekümmern," entgegnete der Graf, „denn es ist meine Absicht, während der noch übrigen Zeit meines Lebens hier meinen wesentlichen Wohnsitz zu nehmen."

„Wirklich!" sagte Francoeur, indem er mit einem eigenthümlichen ironischen Ausdrucke die Augenbrauen in die Höhe zog.

„Ja, wirklich," entgegnete der Graf. „Wahr=

scheinlich glauben Sie, mein Hang zum Umherschweifen werde stärker sein, als meine Vorsätze. Ist dies der Fall, Francoeur? Sie glauben, ich werde wieder verschwinden?"

Hierauf drehte sich Francoeur langsam auf seinem Stuhle herum, bis sein Gesicht dem des Grafen gegenüber war, legte seine beiden Arme auf den Tisch, heftete seine Augen auf die seines Gastes und antwortete in festem, bedeutsamem Tone:

„Ja."

„Da irren Sie sich vollständig," entgegnete der Graf in freundlichem, gutgelauntem Tone. „Die Jahre haben Erfahrung gebracht. Ich sehe die Thorheit meines vergangenen Lebens ein; das Alter hat übrigens meine Geschmacksrichtungen verändert und ich sehne mich nach Ruhe und einer kleinen stillen Gesellschaft."

„Dann würde ich Ihnen rathen, sie anderwärts zu suchen," entgegnete Francoeur mit unbezähmbarer Gereiztheit. „Der Scherz ist jetzt ein abgestandener, mein Herr," sagte er, indem er sich verächtlich abwendete; „ein Mal mag er gegangen sein, aber ein zweites Mal ist es Nichts damit."

„Francoeur," entgegnete der Graf, indem er sich mit erstaunter Miene, aber immer noch im freundlichsten Tone zu ihm wendete, „Sie setzen mich

wirklich in Erstaunen. Sie wollen doch nicht etwa damit sagen, daß Sie meine Identität bezweifeln?"

„Ihre Identität!" wiederholte der Agent in immer verächtlicherem Tone. „Wohl mögen Sie Herrn De la Rive täuschen, aber mich täuschen Sie nicht — das versichere ich Ihnen!"

„In der That, das ist doch eigenthümlich," sagte der Graf ohne den geringsten Anschein von Mißfallen, — im Gegentheil, er lachte; „Sie glauben einem Betrüger, der sich hier für mich ausgiebt, und mir, der ich nun wirklich vor Ihnen stehe, wollen Sie nicht glauben."

„Ich habe dem Betrüger niemals geglaubt, mein Herr, eben so wenig, als ich jetzt Ihnen glaube; ich unterstützte jedoch den Betrug eine Zeitlang um der Gräfin willen. Dieser Beweggrund ist indessen nicht mehr vorhanden und ich will ihre Familie nicht durch einen Schurken um ihr Vermögen betrügen lassen."

„Bravo!" sagte der Graf mit der Miene lebhaften Beifalles. „Sie entzücken mich, Francoeur! Sie handeln ganz so, wie es Ihre Pflicht ist. Ihre Zweifel sind ganz natürlich, und weit entfernt, Ihre Vorsicht zu tadeln, bewundere ich dieselbe. Es ist allerdings sehr leicht möglich, daß dieser Mensch zum zweiten Male hierher gekommen wäre, um sein Glück

nochmals zu versuchen, und es wäre zu arg, wenn man ihn abermals achtzehn Monate lang sich für mich ausgeben lassen wollte, nicht wahr? Aber seien Sie unbesorgt; ich bin endlich der Rechte; darauf verlassen Sie sich, und ich werde im Stande sein, es Ihnen zu beweisen."

„Niemals werden Sie das im Stande sein, mein Herr," entgegnete der Agent mit unverbrüchlicher Festigkeit, — „niemals!" Und indem er dieses letzte Wort ausstieß, schlug er mit der geballten Faust heftig auf den Tisch.

„Ha! ha! ha!" lachte der Graf. „Die Sache hat wirklich etwas Komisches."

„Das denken Sie vielleicht," antwortete Francoeur; „ich glaube aber, Sie werden den Scherz nicht ganz so gut finden, wie Sie vielleicht erwarten. Ohne Zweifel wäre es gar nicht übel, sich so ganz gemächlich in den Besitz einer schönen Herrschaft zu setzen, und wäre ich nicht mehr am Leben, so hätte Ihnen dies auch sehr leicht gelingen können. So aber geht es nicht, und wenn Sie einen wohlgemeinten Rath annehmen wollen, so setzen Sie sich morgen früh mit Tagesanbruche wieder auf Ihr Pferd und verschwinden aus dieser Gegend für immer."

„Ein sehr bescheidenes Ansinnen, Francoeur, das muß ich sagen," entgegnete der Graf. „Es thut

mir nur leid, daß ich Ihnen nicht den Gefallen thun kann, Ihrem Rathe Folge zu leisten. Ich werde bleiben und mein Recht und meine Identität über die Möglichkeit eines jeden Zweifels hinaus feststellen.“

„Das können Sie nicht, mein Herr; das können Sie nicht,“ antwortete der Agent heftig. „Sie können nicht beweisen, was falsch ist. Der Graf von Chateauroux ist todt — todt, mein Herr. Wer Sie sind, weiß ich nicht; der Graf von Chateauroux aber sind Sie eben so wenig, als ich es bin!“

„Aber, Francoeur,“ entgegnete der Graf, „wie können Sie denn wissen, daß ich es nicht bin, während nicht bloß De la Rive, sondern auch Ihre eigene Gattin mich auf den ersten Blick erkannte? Wenn ich nicht irre, so sagten Sie, es seien seit dem Verschwinden des Grafen niemals Nachrichten über ihn eingegangen. War es nicht so?“

„Ganz recht,“ antwortete Francoeur in weniger zuversichtlichem Tone und indem er ein wenig die Farbe wechselte.

„Nun, wie können Sie dann so fest von seinem Tode überzeugt sein?“ fragte der Graf, indem er seine Augen auf das Gesicht des Agenten heftete.

„Weil ich — weil ich nicht daran zweifle,“ ent-

gegnete Francoeur mit offenbarer Verlegenheit. „Ich zweifle nicht daran, daß er todt ist."

„Bah!" sagte der Graf. „Ist das Alles? Wie wollen Sie damit an Gerichtsstelle durchkommen? Was wird man dort darauf geben, daß Sie „nicht zweifeln"?"

„Gleichviel," entgegnete Francoeur und bemühte sich, die dreiste und zuversichtliche Haltung wieder zu gewinnen, mit der er diesen Streit begonnen, „Sie sind nicht der Graf von Chateaurenx, und Sie wissen es auch. Verzichten Sie auf ein hoffnungsloses Unternehmen, mein Herr — ein Unternehmen, welches ich entschlossen bin, zu vereiteln. Gehen Sie in Frieden und ich werde Ihrer Abreise nicht hinderlich sein, obschon ich wohl weiß, daß es eigentlich meine Pflicht wäre, Sie der Bestrafung anheim zu geben, welche Sie verdienen. Ich habe jedoch früher Ihren Betrug unterstützt, und daher jetzt vielleicht nicht das Recht, streng zu sein. Ich gebe Ihnen Zeit bis morgen früh. Wenn Sie bis um neun Uhr Vormittags dieses Haus und diese Gegend nicht verlassen haben, so nehmen Sie sich vor den Folgen in Acht. Damit wünsche ich Ihnen gute Nacht."

Und nachdem er dies gesagt, rief er einen Diener und ersuchte ihn, den Gast auf sein Zimmer zu führen.

Der Graf erhob sich, ohne irgendwelche Gemüthsbewegung zu verrathen, von seinem Sitze, verneigte sich höflich, begab sich auf sein Zimmer und verschloß sorgfältig die Thür.

Noch vor neun Uhr am folgenden Morgen war er fort — aber nicht weiter als bis auf das Schloß, wo er, nachdem er die nöthigen Diener gemiethet, ruhig seinen Wohnsitz nahm, während sein Recht, dies zu thun, ihm weder von den De la Rive's oder sonst Jemandem streitig gemacht ward. Zum außerordentlichen Aerger Francoeur's beharrte De la Rive sogar dabei, mit diesem Betrüger, wie der Agent ihn nannte, auf dem freundschaftlichsten Fuße zu leben. Vergebens machte Francoeur Herrn De la Rive vorstellig, daß es eine ungeheure Thorheit sei, das schöne Besitzthum einem bloßen Abenteurer zu überlassen, und ging weiter, als er jemals früher gethan, indem er versicherte, daß er durch den Prätendenten auch nicht einen Augenblick lang getäuscht worden sei.

„Wie wäre dies auch möglich gewesen," sagte er, „da die zwischen mir und dem Grafen stattgehabten Geldgeschäfte keinem andern Menschen bekannt waren. Der Mann, mochte er sein wer er wollte, war ohne Zweifel außerordentlich gut dressirt worden und verstand mittelst Schweigen und Zurückhaltung seine Rolle ganz leidlich zu spielen, aber es wurden

weit weniger Leute getäuscht, als die sich so stellten, und in dem ersten Augenblicke, wo ich mit ihm allein war, wußte ich, daß er nicht der Rechte war. Sie selbst gestanden mir ja, daß Ihr Argwohn ein sehr starker war, obschon Sie denselben um Ihrer Schwester willen niemals öffentlich aussprachen."

„Allerdings hatte ich meinen Argwohn," entgegnete Eugen, „aber ich hatte den Grafen von Chateauroux niemals sehr häufig gesehen und wünschte nicht, meine Schwester durch das Aussprechen meines Verdachtes zu beunruhigen. Jetzt jedoch habe ich keinen. Die außerordentliche Aehnlichkeit oder vielmehr Identität der Züge, der Mienen und der Stimme lassen in mir nicht den mindesten Zweifel übrig."

„Diese Aehnlichkeit war aber früher eben so außerordentlich, und dennoch war der von Ihrem Bruder mitgebrachte Mann nicht der Graf von Chateauroux," entgegnete Francoeur. „Oder wenn er es war, so ist es dieser nicht."

„Sehr richtig, aber nehmen Sie mein Wort darauf, daß dies der rechte Mann ist," entgegnete De la Rive immer wieder zum unendlichen Verdrusse des Agenten, der nach einer derartigen Discussion mit unverstellter Gereiztheit über die außerordentliche Verblendung seines Freundes, wie er sich ausdrückte,

hinwegzugehen pflegte, und da der Glaube der Menschen im Allgemeinen sehr geneigt ist, sich durch ihr Interesse bestimmen zu lassen, so schien es allerdings auch sehr außerordentlich, daß Eugen so hartnäckig auf einer Ueberzeugung beharrte, die seinem eigenen Vortheile so entgegen war.

Um diesen anscheinenden Widerspruch zu erklären, müssen wir unsere Leser bitten, uns bis zu der in unserem ersten Kapitel beschriebenen Nacht zurückzubegleiten, wo der Graf und die Gräfin von Chateaurour von ihren Dienern als in lautem Wortwechsel begriffen gehört wurden.

Als der junge Graf Philibert Frau von Rosemont heirathete, hatte er durchaus nicht die Absicht, sie unglücklich zu machen, denn er war im Ganzen genommen ein gutmüthiger Mann; da er sie aber nicht in so hohem Grade liebte wie seine Zerstreuungen und Vergnügungen, so wünschte er sie auf so wenig Kosten seiner eigenen Neigung, als möglich, glücklich zu machen, und vielleicht hätte er beide Absichten, sein eigenes Vergnügen und ihre Zufriedenheit, mit einander vereinigt, wenn es sich nicht unglücklicher Weise getroffen hätte, daß sie sich wirklich in ihn verliebte, was bei dem Wesen der Männer das Unklugste ist, was eine Frau thun kann, besonders wenn sie älter ist als ihr Gatte.

Diese unglückliche Leidenschaft war Beider Untergang. Sie war nicht im Stande, ihre eigenen Gefühle zu bemeistern oder seinen Egoismus zu lenken. Eine Frau, die ihren Gatten zu lenken wünscht, muß sich hüten, ihn zu lieben — freilich aber wünscht ein liebendes Weib niemals den Gegenstand ihrer Neigung zu lenken, sondern trachtet bloß darnach, ihm zu gefallen, und die arme Gräfin von Chateauroux wäre nur zu glücklich gewesen, wenn sie hätte Gehorsam gegen Liebe eintauschen können.

Diese Liebe aber vermochte sie nicht zu erlangen, und durch ihr Bestreben, ihren flüchtigen Abgott zu fesseln, entfremdete sie ihn nur immer mehr von sich, bis er, als sie ihm gerechte Vorwürfe machte, niemals wieder nach Hause kam, ausgenommen, wenn er Geld brauchte, und eben diese Nothwendigkeit, sich wieder die Börse zu füllen, in Verbindung mit einem unangenehmen Gerüchte in Bezug auf finanzielle Angelegenheiten, hatte ihn an jenem unglücklichen Abende wieder zurückgeführt.

Francoeur's Familie war, obschon nicht dem hohen, doch dem niederen Adel angehörig und mit den De la Rive's weitläufig verwandt. Da sie jedoch kein Vermögen hatte, so hatte sie sich genöthigt gesehen, durch die Jurisprudenz oder die Theologie ihren Lebensunterhalt zu gewinnen. François von

Francoeur, der in unserer Geschichte figurirt, war für die erstgenannte Wissenschaft gebildet worden; anstatt aber seinen Beruf weiter zu verfolgen, verstand er sich, als Sophie De la Rive den ihr von ihrer Tante vermachten ungeheuren Reichthum erbte, dazu, die Agentur und Verwaltung ihres Vermögens zu übernehmen. Demzufolge ward dieses Geschäft seinem ganzen Umfange nach in seine Hände gelegt, und während ihrer Minderjährigkeit und des Lebens ihres ersten Gemahls hatte Sophie allen Grund, sich zu dieser klugen Wahl ihres Geschäftsagenten Glück zu wünschen.

Als sie den Grafen von Chateauroux heirathete, ward in jener Beziehung keine Aenderung gemacht. Der junge Graf verstand Nichts von Geschäften und hatte auch keinen Beruf dazu. Eben so wenig wünschte er mit dem Besitzthume etwas Anderes zu thun zu haben, als so viel Geld zu entnehmen, als er brauchte, und die Freiheit zu haben, es nach seinem Belieben verthun zu dürfen. Francoeur gab ihm, so viel er wollte, und so ging anfangs Alles gut. Allmählig jedoch stiegen seine Forderungen. Er hatte angefangen zu spielen und entnahm eine Summe, worüber der Agent erschrak, so daß er es für seine Pflicht hielt, der Gräfin, der ja das Geld gehörte, einen Wink über das wachsende Uebel zu geben. Sie liebte

aber damals ihren Gatten sehr und hatte noch nicht alle Hoffnung aufgegeben, ihn durch Güte und Nachsicht auf den rechten Weg zu leiten. Deßhalb wollte sie es nicht auf die Gefahr ankommen lassen, ihn um einer Summe Geldes wegen zu beleidigen.

„Wie kann ich es ändern?“ sagte sie. „Man muß ihm geben, was er verlangt.“

„Aber Sie könnten doch mit ihm darüber sprechen,“ meinte der Agent.

„Nimmermehr,“ entgegnete die Gräfin; „wenn er zu weit geht, so können Sie ja sagen, Sie hätten kein Geld mehr. Wenn irgend eine Einschränkung stattfinden muß, so muß diese von Ihnen ausgehen.“

Der Agent wendete ein, daß es für ihn sehr sonderbar aussehen würde, so Etwas zu thun, und daher geschah gar Nichts, und die Dinge gingen ihren Gang wie zuvor und führten endlich zu Folgen, die weit ernster waren, als die Betheiligten vorausgesehen.

Francoeur's Wohlstand war mit seinen Jahren gewachsen, und so wie seine Mittel zunahmen, so steigerten sich auch seine Wünsche. Er war mit dem Gewinne von seiner Agentur und dem Ertrage seiner Landwirthschaft nicht mehr zufrieden, sondern ließ sich verleiten, sich in verlockendere, aber auch weit gefährlichere Speculationen einzulassen.

Anfangs hatte er durchaus keine unrechte Absicht und spielte das Spiel bloß mit seinem eigenen Gelde; da er aber sich in Folge einer unerwarteten Wendung der Angelegenheiten plötzlich in Bedrängniß versetzt sah, so half er sich augenblicklich damit, daß er die ihm nöthige Summe von dem Gelde der Gräfin von Chateauroux entnahm.

Er that dies mit dem festen Vorsatze, das Geld wiederzuerstatten; anstatt aber dies zu thun, entlehnte er noch mehr. Die erste Verletzung seiner Pflicht machte ihm viel Unruhe, die zweite schon weniger, und allmählig gewöhnte er sich so sehr daran, daß man hätte glauben sollen, das Geld sei sein Eigenthum, so gemächlich verwendete er es für sich.

Allerdings ward ihm dies auch furchtbar leicht, denn die Gräfin inspicirte seine Rechnungen niemals und bezweifelte eben so wenig seine Rechtschaffenheit, obschon sie, als sie sich über die Untreue ihres Gatten beklagte, den Agenten beschuldigte, er liefere ihm die Mittel dazu, von ihr fern zu bleiben. Aber sie hatte ja jede Vermittelung abgelehnt, als er ihr ehrlich empfohlen hatte, Etwas in der Sache zu thun, und jetzt gebot ihm sein eigenes Interesse und seine eigene Sicherheit, keinen Schritt zu thun, der zu einer näheren Erklärung führen könnte.

Unerwarteter Weise trat jedoch ein Umstand ein,

der diese sehr beunruhigende Nothwendigkeit herbeiführen zu wollen schien. Ein Grundstück, welches zwischen zwei Gütern der Gräfin lag und welches sie deßwegen schon längst zu besitzen gewünscht, ward plötzlich feilgeboten, und Francoeur erhielt sofort von ihr Auftrag, es zu kaufen. Aber er hatte nun nicht das nöthige Geld, und die einzige Entschuldigung, die er in dieser Beziehung machen konnte, war, daß er das Deficit den übertriebenen Ansprüchen zur Last legte, welche der Graf an das Einkommen der Herrschaft gemacht.

Da die Gräfin keine Ahnung von so großer Verschwendung gehabt, so ward sie durch diese Mittheilung in hohem Grade überrascht und erbittert und erklärte ihren Entschluß, der Sache Einhalt zu thun und ihrem Gatten, sobald er sich herabließe, sie wieder einmal zu besuchen, unumwunden ihre Meinung zu sagen.

Dies war die Krisis, welche Francoeur abzuwenden gehofft, die aber früher oder später Jeden ereilt, der einen ähnlichen Weg unredlicher Aneignung einschlägt. Seine Verlegenheit war groß. Um die drohende Blosstellung abzuwenden, hätte er gern sein eigenes Besitzthum verkauft; aber es war nicht mehr Zeit genug, um sich nach einem Käufer umzusehen, und die Gräfin vermißte schmerzlich die Erwerbung

des Grundstücks, nach dessen Besitze sie so lange getrachtet. Sie war darüber außerordentlich ärgerlich, und der Agent wagte Nichts weiter zu hoffen, als daß es recht lange dauern werde, ehe ein Besuch ihres Gatten ihr Gelegenheit gäbe, ihm seine Verschwendung vorzuwerfen, und daß mittlerweile sich Etwas ereignen werde, was ihn aus seiner Verlegenheit risse.

Böse Gedanken können sicher sein, in das Gemüth eines Menschen, der sich in solchen Umständen befindet, mit Leichtigkeit Eingang zu finden.

„Wie herrlich wäre es, wenn der Graf niemals wieder nach Hause käme!“ dachte Francoeur, und seine Phantasie malte ihm alle die verschiedenen Zufälle, welche dem Abwesenden begegnen konnten. Noch schlimmere Gedanken drängten sich ihm zuweilen auf, und es war ihm, als ob ihm der Teufel Allerlei über Das zuflüstere, was sich ereignen könne, wenn sie mit einander über die weiten Felder, durch die hohen Farrnkräuter und die einsamen Tannenwälder ritten, wo in einer Woche kaum zwei Wanderer zu sehen waren.

Aber er rief: „Hebe Dich weg!“ und wollte dem bösen Dämon kein Gehör schenken, sondern ging fort auf die Felder, um seine Leute bei ihrer Arbeit zu sehen und seine Ernten zu bewundern.

Aber hier fand er auch keine Ruhe. Wie schön und reich die goldenen Aehren auch in dem leichten Lufthauche wehten oder unter der Sense des Schnitters fielen, so konnte er doch nicht wissen, wem sie gehörten. Sein Eigenthum waren sie ganz gewiß nicht, und obschon sie auf seinem Grund und Boden wuchsen, so kamen sie doch vielleicht niemals in seine Scheuer; denn über seinem Haupte schwebte ein Schwert, von dem er jeden Tag, wenn er aufstand, fürchtete, daß es, ehe es Abend würde, auf ihn herabfallen könne. Sein Leben war ein sehr elendes und sein Gehirn wimmelte von Plänen, wie er sich dieser unglücklichen Situation entreißen könne. Es giebt aber weit mehr Wege, um in Noth zu gerathen, als aus derselben herauszukommen, und ehe er noch einen der letzteren finden konnte, kam der Graf von Chateauroux nach Hause.

Fünftes Kapitel.

Es war Abend, und da es der Jahrestag seiner Hochzeit war, so hatte Francoeur einige Freunde bei sich. Er war damals ein Mann von ungefähr fünfunddreißig Jahren und seit einigen Jahren an eine liebenswürdige Frau verheirathet, die viel jünger war als er. Er hatte zwei Kinder, die er zärtlich liebte, und besaß mit Einem Worte Alles, was das Leben glücklich machen kann, nur Eins nicht — und zwar das Wichtigste von Allem — ein gutes Gewissen, jenes hohe Gut, welches uns in den Stand setzt ohne Menschenfurcht zu leben.

Es läßt sich nicht bezweifeln, daß Jeder, der einmal dieses unschätzbare Kleinod verscherzt und sich dadurch auf Lebenszeit zum Sclaven verkauft hat, dafern er nicht seine ganze Menschenwürde verleug-

nen gelernt, gern alles Andere, was er in der Welt besitzt, darum geben würde, wenn er jenen einen makellosen Juwel wiedererlangen könnte. Francoeur hätte es gern gethan; denn er war ein Mann von Gefühl, der seine Familie liebte und gegen seine Freunde artig und zuvorkommend war. Dieser grausame Gedanke aber, der mit ihm bei Tische saß und ihm verwehrte, heiter zu sein, trübte seinen Lebensgenuß und verdarb ihm die gute Laune.

Heute jedoch hatte er sich vorgenommen, fröhlich zu sein, mochte später kommen, was da wollte. Was konnte es nützen, dem Unglücke die Hälfte des Weges entgegenzugehen und die Gegenwart durch die Furcht vor einer Zukunft zu vergiften, die vielleicht niemals eintrat?

Ueberdies war ihm mehr als ein Mal eingefallen, daß er durch Verpfändung seines eigenen Besitzthums ja Geld genug aufnehmen, den Defect ersetzen und dann zu der Gräfin gehen könne, um ihr zu sagen, er habe in seiner Rechnung mit dem Grafen einen außerordentlichen Fehler entdeckt und diesem eine weit größere Summe zur Last geschrieben, als derselbe jemals erhalten, so daß er, Francoeur, sich nun überzeugt habe, daß jenes ganze Geld noch in Cassa sei. Allerdings gab sie ihm dann wahrscheinlich ihren Verdruß über den versäumten Ankauf zu

erkennen und beschuldigte ihn der Nachlässigkeit; aber dann war die Sache auch zu Ende.

Sein Plan, der zuweilen ausführbar und zuweilen nicht ausführbar geschienen, je nachdem er ihn von dieser oder jener Seite betrachtete, zeigte sich ihm jetzt von der verlockendsten Seite. Er war überzeugt, daß er seiner Absicht entsprechen werde, und obschon die Aufnahme einer solchen Hypothek ihm furchtbare Einschränkungen auflegte, so konnte er sie doch mit der Zeit und bei Sparsamkeit wieder abzahlen. Und selbst, wenn er dies nicht konnte, was war die Beschränkung seiner Vermögensumstände gegen die Angst seines Gewissens? So viel als Nichts.

Er wollte daher dieses Mittel ergreifen und mittlerweile wenigstens für diesen Tag fröhlich sein.

Seine Gattin freute sich, ihn heiterer zu sehen, als er seit langer Zeit gewesen, und seine Freunde nahmen von dem Umstande, daß dies der Jahrestag seiner Hochzeit war, Anlaß, ihm zu seinem häuslichen Glücke zu gratuliren. Wenn Engländer und Schotten sich versammeln, um sich zu amüsiren, so pflegen sie in einem engen Zimmer an einem Tische zu sitzen und mehrere Stunden hintereinander so viel zu essen und zu trinken, als sie können, was gewöhnlich weit mehr ist als sie sollten, und genug, um sie den nächsten

Morgen etwas unbehaglich und für ihr Tagewerk, möge es bestehen, worin es wolle, untauglich zu machen. Wenn dagegen Franzosen sich zu demselben Zwecke versammeln, so tanzen sie — im Freien, wenn die Jahreszeit es erlaubt — und einige leichte und einfache Erfrischungen lassen sie mit eben so hellen Köpfen und guter Verdauung, als sie mitgebracht haben, wieder nach Hause gehen. Wenn sie älter und ernster sind und keine jungen Leute mit in ihrer Gesellschaft, so ist ein petit souper ohne starke Getränke nach demselben ein hinreichender Reiz, sie zusammenzuführen und nach ihrem zeitig genossenen Diner eine sehr unschädliche Unterhaltung.

An jenem denkwürdigen Abende tanzten Francoeur's junge Gattin und ihre Freundin lustig auf dem Rasenplatze, und Frau von Chateauroux, welche die erfahrenen Täuschungen ernster gemacht hatten als ihre Jahre, bewirthete ein halbes Dutzend ihrer Bekannten mit einem petit souper in ihrem Salon, während auf der Straße von Arles nach Beaulieu, welches letztere auf dem Wege nach dem Schlosse liegt, ein schöner schwarzer Rappe gemächlich einhertrabte und auf seinem Rücken den Mann trug, der diese Harmonie vernichten sollte.

Wie leichtsinnig, unklug und egoistisch Philibert von Chateauroux sich auch seit seiner Vermählung

erkennen und beschuldigte ihn der Nachlässigkeit; aber dann war die Sache auch zu Ende.

Sein Plan, der zuweilen ausführbar und zuweilen nicht ausführbar geschienen, je nachdem er ihn von dieser oder jener Seite betrachtete, zeigte sich ihm jetzt von der verlockendsten Seite. Er war überzeugt, daß er seiner Absicht entsprechen werde, und obschon die Aufnahme einer solchen Hypothek ihm furchtbare Einschränkungen auflegte, so konnte er sie doch mit der Zeit und bei Sparsamkeit wieder abzahlen. Und selbst, wenn er dies nicht konnte, was war die Beschränkung seiner Vermögensumstände gegen die Angst seines Gewissens? So viel als Nichts.

Er wollte daher dieses Mittel ergreifen und mittlerweile wenigstens für diesen Tag fröhlich sein.

Seine Gattin freute sich, ihn heiterer zu sehen, als er seit langer Zeit gewesen, und seine Freunde nahmen von dem Umstande, daß dies der Jahrestag seiner Hochzeit war, Anlaß, ihm zu seinem häuslichen Glücke zu gratuliren. Wenn Engländer und Schotten sich versammeln, um sich zu amüsiren, so pflegen sie in einem engen Zimmer an einem Tische zu sitzen und mehrere Stunden hintereinander so viel zu essen und zu trinken, als sie können, was gewöhnlich weit mehr ist als sie sollten, und genug, um sie den nächsten

Morgen etwas unbehaglich und für ihr Tagewerk, möge es bestehen, worin es wolle, untauglich zu machen. Wenn dagegen Franzosen sich zu demselben Zwecke versammeln, so tanzen sie — im Freien, wenn die Jahreszeit es erlaubt — und einige leichte und einfache Erfrischungen lassen sie mit eben so hellen Köpfen und guter Verdauung, als sie mitgebracht haben, wieder nach Hause gehen. Wenn sie älter und ernster sind und keine jungen Leute mit in ihrer Gesellschaft, so ist ein petit souper ohne starke Getränke nach demselben ein hinreichender Reiz, sie zusammenzuführen und nach ihrem zeitig genossenen Diner eine sehr unschädliche Unterhaltung.

An jenem denkwürdigen Abende tanzten Francoeur's junge Gattin und ihre Freundin lustig auf dem Rasenplatze, und Frau von Chateauroux, welche die erfahrenen Täuschungen ernster gemacht hatten als ihre Jahre, bewirthete ein halbes Dutzend ihrer Bekannten mit einem petit souper in ihrem Salon, während auf der Straße von Arles nach Beaulieu, welches letztere auf dem Wege nach dem Schlosse liegt, ein schöner schwarzer Rappe gemächlich einhertrabte und auf seinem Rücken den Mann trug, der diese Harmonie vernichten sollte.

Wie leichtsinnig, unklug und egoistisch Philibert von Chateauroux sich auch seit seiner Vermählung

gezeigt, so war er doch nicht ein Mann ohne alle Ehre und ohne alles Gewissen, und wenn demzufolge Etwas geschah, was seine Handlungsweise in helles Licht stellte und ihn zwang, sie anzusehen, so war er für die Häßlichkeit derselben nicht unempfindlich.

Ein solcher Umstand war das ihm eben zu Ohren gekommene Gerücht, daß das von seiner Gemahlin so lange begehrte Besitzthum in Folge seiner Verschwendung und ihres Unvermögens, es zu bezahlen, in andere Hände gefallen sei. Nur erst vor zwei Tagen hatte er an Francoeur geschrieben und von diesem abermals eine bedeutende Summe verlangt; als er aber dieses Gerücht hörte, beschloß er, selbst hinzugehen und das Geld zu holen und gleichzeitig Erörterungen über den Stand der Dinge zu Hause anzustellen.

Er hatte seine Gattin auf empörende Weise vernachlässigt; sie aber noch obendrein zu ruiniren, wäre doch zu viel gewesen. Wenn er es nöthig fand, so mußte er sich daher entschließen, sich ein wenig einzuschränken, und da er nothwendig Beaulieu passiren mußte, so wollte er hier ein wenig Halt machen und sich mit Francoeur besprechen, ehe er seine Gemahlin begrüßte. Als er daher das Gartenthor erreichte, stieg er ab und band das Pferd daran; denn er reis'te niemals mit einem Diener, weil er seine guten Gründe

hatte, nicht Jemanden mit nach Hause zu bringen, der ausplaudern konnte, wo er sich mittlerweile umhergetrieben.

Da mittlerweile der Abend eingebrochen war, so hatten die Tänzer sich eben zurück in das Haus begeben, und ihr Wirth versah sie mit einigen Erfrischungen, als ein Diener sich näherte und ihm meldete, ein Herr, der sich weigere, hereinzukommen, wünsche mit ihm zu sprechen.

„Sage ihm, ich hätte jetzt nicht Zeit,“ entgegnete er, „und er solle morgen wieder kommen. Ich kann heute Abend Niemand sprechen.“

Der Mann, der blos zur Bedienung bei dieser Gelegenheit angenommen worden, wollte eben mit dieser Antwort sich wieder entfernen, als Francoeur's eigener Diener ihm zuflüsterte:

„Es ist der Herr von Chateauroux, der in der Vorhalle steht.“

Der, welcher diese Worte sprach, ahnte nicht, welche Bedeutung sie für Den hatten, der sie hörte. Sie glichen einem sofortigen Todesurtheile über einen Verbrecher, der ganz gewiß auf eine Frist, wo nicht auf Begnadigung gerechnet hat.

„Entschuldigen Sie!“ sagte er zu einer neben ihm stehenden Dame und eilte aus dem Zimmer; denn er fühlte, wie er die Farbe wechselte und seine

Kniee zitterten. Im nächsten Augenblicke stand er in der Halle seinem unwillkommenen Gaste gegenüber.

„Ach, bester Herr Graf, wie geht's Ihnen?" sagte er, einen herzlichen Willkommen affektirend; „ich habe einige Freunde bei mir, welche den Jahrestag meiner Hochzeit feiern. Kommen Sie doch mit herein und schließen Sie sich der Gesellschaft an."

„Das würde ich mit Vergnügen thun, wenn ich passend gekleidet wäre," antwortete der Graf. „Ich bin aber weit her durch Staub und Sonnenhitze geritten und deßhalb nicht in der Verfassung, mich in einem Ballzimmer sehen zu lassen."

„Ach, dummes Zeug!" entgegnete Francoeur, indem er zu einer erzwungenen Heiterkeit seine Zuflucht nahm, „der galante Graf von Chateauroux ist den Damen in jedem Costüm willkommen; kommen Sie nur, kommen Sie!" und er zog ihn am Arme nach der Thür des Tanzsalons.

„Entschuldigen Sie, lieber Francoeur," sagte Chateauroux, „heute Abend nicht, und übrigens bin ich auch müde. Ich möchte gern einige Geschäftsangelegenheiten mit Ihnen besprechen, und wünsche daher, daß Sie mich morgen früh um zehn Uhr zum Frühstücke besuchen. Es ist mir höchst ärgerlich, daß das Grundstück, welches meine Gattin zu kaufen wünschte, in andere Hände gefallen ist."

„Wohlan," sagte Francoeur, „wenn Sie einmal durchaus nicht mit hereinkommen wollen, so muß ich Sie gehen lassen."

„Also Sie werden um zehn Uhr bei mir sein, nicht wahr?" fragte der Graf.

„Ja wohl, — ganz gewiß," antwortete Francoeur.

„Nun dann gute Nacht," sagte der Graf; „ich will Sie nicht länger von Ihren Freunden entfernt halten. Auf Wiedersehen morgen," und damit verließ er die Hausflur, um sich wieder auf sein Pferd zu setzen.

„Begleite den Herrn," sagte der Agent zu seinem Diener, während er selbst, anstatt wieder in das Ballzimmer zu treten, sich schnell die Treppe hinauf in sein Zimmer begab, um dort einige Minuten den vielen Augen unten abzustehlen, von welchen er fürchtete, daß sie sein Geheimniß in seinen Mienen lesen möchten. O, gesegnet, gesegnet sind Die, welche kein menschliches Auge zu scheuen haben!

Allein dazusitzen und seine Lage in allen ihren Schrecknissen zu überdenken war jedoch, wie Francoeur fand, nicht der richtige Weg, der ihn in den Stand setzte, seiner Gesellschaft mit größerer Fassung entgegen zu treten. Deßhalb kehrte er zu seinen Freunden zurück und war bemüht, sich und seine Angst in Wein und Ausgelassenheit zu ersäufen. Seine nüch-

ternen Gäste erstaunten über die Masse Wein, welche er hinunterstürzte, und über seine geräuschvolle Lustigkeit, erklärten dies aber durch die Bemerkung, daß, wenn nüchterne, ruhige Leute einmal aus dem gewohnten Gleise kommen, sie dann sehr leicht sich größeren Excessen hingeben als solche, die an Schwelgereien gewöhnt sind.

„Der arme Mann," sagte einer der Gäste, „er hat sich seit langer Zeit zu sehr und zu ausschließlich den Geschäften gewidmet. Er ist wie ein der Schule entlaufenes Kind, welches durch alle Arten Streiche und Luftsprünge seine Freude an den Tag legt."

„Herr von Francoeur ist ein ganz vortrefflicher Mann," sagte ein Anderer, „und so bemüht für das Wohl der Familie."

„Und welch ein unschätzbarer Freund für die Gräfin von Chateaurenx," bemerkte ein Dritter. „Ich wüßte nicht, was sie anfangen sollte, wenn sie ihn nicht hätte."

„Und bei all' seiner Sorgfalt und Genauigkeit wird ihr Vermögen doch, fürchte ich, durch ihren lockern Zeisig von Gemahl sehr geschmälert," setzte ein Vierter hinzu. „Man behauptet, er habe schon ungeheure Summen durchgebracht."

„Eben dieser Umstand hat, wie man behauptet, dem guten Francoeur seit einiger Zeit so schwer auf

dem Herzen gelegen," bemerkte einer der Sprecher. „In der letzten Zeit wenigstens ging er immer sehr niedergeschlagen und in sich gekehrt einher."

„Vorwärts, meine Herren und Damen, lassen Sie den Tanz nicht in's Stocken gerathen!" rief der Wirth, indem er in die Hände klatschte und den kleinen Cirkel der Schwatzenden aus einander trieb.

„Aber, lieber Francoeur, Sie sind heute Abend um fünfzehn Jahre jünger geworden," sagte Einer.

„Ja wohl!" rief der Agent. „Was nützt es auch, traurig zu sein? Munter ist die Hauptsache! das ist mein Wahlspruch."

„Bravo!" rief sein Freund. „Francoeur soll leben! Hoch lebe unser freundlicher Wirth!"

Als die Stunde schlug, zu welcher seine Gesellschaft sich zu entfernen gedachte, wollte er sie nicht gehen lassen, und als man sich heimlich fortschleichen wollte, verschloß er die Hausthür und warf den Schlüssel zum Fenster hinaus.

Durch diese und ähnliche tolle Streiche wußte er seine Gäste mit ihrem Willen oder ohne denselben bei sich zurückzuhalten, bis die Nacht schon mehr als halb vorüber war. Die Zeit aber ist, wie der Tod, unerbittlich und läßt sich nicht um ihre Beute betrügen, so daß, mochte Francoeur seine Gäste auch zurückhalten, so lange er wollte, doch endlich die Stunde

kam, welche ihn mit seinen Gedanken, seinen Erinnerungen und Befürchtungen allein ließ. In dem Augenblicke, wo die Thüren sich hinter den letzten Gästen schlossen, sagte er zu seiner Frau, er fühle sich ganz erschöpft und müsse zu Bett gehen. Den Gästen konnte er in's Gesicht sehen, aber nicht der Gattin, die in seinen Zügen zu lesen verstand. Deßhalb verbarg er diese auf seinem Pfühl, auf den jedoch kein Schlaf sich herabsenkte, oder die Farbe in die blutlosen Wangen zurückführte, und während er so daliegt und den unwillkommenen Morgen erwartet, wollen wir den Grafen von Chateauroux auf seinem Wege nach dem Schlosse begleiten.

Der Graf ritt, wie wir schon oben angedeutet, mit dem drückenden Bewußtsein nach Hause, daß er in Bezug auf seine Gattin durchaus nicht tadellos war. Bis jetzt hatte er sich auf ihre Kosten entschuldigt und seine eigenen Verirrungen ihrem Mangel an Jugend und Schönheit, so wie ihren unklugen Vorwürfen beigemessen. Doch konnte er auch nicht umhin, zu fühlen, daß sie, wenn auch nicht klug, doch wenigstens freigebig war, wenn er bedachte, welche uneingeschränkte Verfügung ihm über ihr Geld zugestanden — eine Vergünstigung, die sie jeden Augenblick zurücknehmen konnte, weil das von ihrer

Tante ererbte Vermögen ihr alleiniges persönliches Eigenthum war.

Erweicht durch dieses reuige Gefühl, beschloß er, ihr freundlicher entgegenzugehen als er bei seinen letzten Besuchen gethan, und obschon er sich selbst zu gut kannte, als daß er sich hätte versprechen sollen, sich einen ganz andern und bessern Lebenswandel anzugewöhnen, nahm er sich doch vor, seine Häuslichkeit häufiger zu besuchen und sich gegen seine Gattin freundlicher und liebenswürdiger zu zeigen, als seit den letzten Jahren seine Gewohnheit gewesen war.

Unglücklicher Weise aber wurden alle diese guten Vorsätze vollständig vereitelt und eine lange Verkettung von unerwarteten Unfällen durch den Umstand herbeigeführt, daß seine Gattin Gesellschaft bei sich hatte. Ohne diesen Zufall wäre vielleicht Alles gut gegangen; da aber ihr unkluger Empfang und die so unzeitige Entfaltung ihrer übeln Laune auf ihn zurückwirkte, so wurden dadurch seine guten reuigen Gefühle erstickt. Er kehrte wieder zu seiner früheren Meinung zurück, daß die Schuld an ihr und nicht an ihm läge, und anstatt daß sein Herz gegen sie erweicht worden wäre, ward es härter als je.

Sie hatte überdies nun jenen Beweggrund ver-

nichtet, der oft dazu dient, die Menschen von extremen Schritten zurückzuhalten, wenn alle andern Gründe Nichts auszurichten vermocht haben. Sie hatte ihre häuslichen Zwistigkeiten vor ihren Bekannten blosgestellt, und wenn sie nicht mehr Zartgefühl besaß, so, glaubte er, war kein Grund vorhanden, daß er dessen besitzen sollte. Er verrieth in Gegenwart der Gesellschaft nicht so viel üble Laune als seine Gattin, theils weil er sich mehr zu beherrschen wußte, und theils weil sein Aerger nicht durch die Liebe gesteigert ward und seine Gereiztheit ihn daher weniger anstachelte.

Sobald jedoch die Gesellschaft sich entfernt hatte und die Gräfin mit ihren Klagen und Vorwürfen losbrach, fand sie ihn härter und höhnischer als bei irgend einer früheren Gelegenheit. Anstatt das leiseste Zugeständniß zu machen, daß er Unrecht habe, sagte er ihr, sie habe kein Recht, zu erwarten, daß er jemals wieder nach Hause kommen werde, wenn sie ihm dieses Haus so widerlich mache, und als sie ihm seine Verschwendung vorwarf, beschuldigte er sie dagegen der Knauserei, ein Vorwurf, den sie sicherlich nicht verdiente. Bei häuslichen Zwisten aber sind mehr als bei allen anderen die Menschen, in Bezug auf die Waffen, deren sie sich bedienen, am mindesten wählerisch.

Als sie ihren ganzen Vorrath von Bitterkeit erschöpft hatten, zogen sie sich auf ihre Zimmer zurück und trennten sich mit jener unbestimmten, von der Gräfin ausgestoßenen Drohung und seiner verächtlichen Antwort, die wir in unserm ersten Kapitel erzählt haben.

Erst als der Graf sich zu Bett gelegt und sein Diener ihn verlassen hatte, begann er den Stachel jener Drohung zu fühlen. Allerdings konnte die Gräfin, wenn sie sonst wollte, sich dadurch rächen, daß sie ihm die ferneren Geldzuschüsse abschnitt, und dies war es wahrscheinlich, was sie beabsichtigte.

Diese unangenehme Erwartung in Verbindung mit der vorherigen Aufregung seines Gehirns ließ ihn natürlich nicht einschlafen. Er beschloß die ganze Sache aus seinen Gedanken zu verbannen — dies ist aber ein Entschluß, der sich in solchen Situationen leichter fassen, als ausführen läßt. Er warf sich auf die eine Seite, dann auf die andere, dachte an einen fließenden Strom, eine Heerde Schafe und an ein wogendes Kornfeld, aber Alles war vergebens — der Schlaf wies seine Verlockungen zurück und wollte ihn nicht besuchen.

Die meisten Menschen haben erfahren, wie unangenehm thätig bei solcher Schlaflosigkeit die Phantasie zu werden pflegt, wie kleine Uebel zu großen

anschwellen, und welch eine furchtbare Macht jeder unangenehme Gedanke über das Gemüth gewinnt.

So war es auch jetzt mit dem Grafen. Er hatte kein Geld mehr, nicht einen Sou; wahrscheinlich ertheilte seine Gattin dem Agenten ihren Befehl, ihm Nichts weiter zufließen zu lassen. Eine angenehme Lage, in der er sich dann befand! Gefangener aus Mangel an Mitteln, irgendwo anders hinzugehen, und seine Gattin sein Kerkermeister!

Dann fiel ihm wieder ein anderer Gedanke ein. Die Worte: „Gefangener“ und „Kerkermeister“ erweckten eine neue Furcht. Wie, wenn nun die Gräfin um eine lettre de cachet ansuchte und ihn in die Bastille sperren ließ! Jene schrecklichen Briefe, welche einen Menschen auf seine ganz noch übrige Lebenszeit seiner Freiheit berauben konnten, ohne daß er erfuhr, warum oder weßhalb, waren damals an der Tagesordnung, und Frau von Chateauroux hatte viele einflußreiche Familienverbindungen, die ihr die Auswirkung eines solchen Befehls ermöglichten. Vielleicht war dies die Rache, mit der sie umging, und es wäre allerdings das Bitterste und Schlimmste gewesen, was sie ihm zufügen konnte.

Während diese Befürchtungen sich seiner bemächtigten, begann er nun außerordentlich zu bereuen, daß er nach Hause gekommen war, und auf den

Wunsch, daß er nicht hierher gekommen sein möchte, folgte sehr bald die Frage, auf welche Weise er sich wieder entfernen könne. Der erste Schritt war, sich am nächsten Morgen einiges Geld von Francoeur zu verschaffen. Aber wenn sie nun diesem verbot, ihm Geld zu geben? Und unglücklicher Weise sollte Francoeur um zehn Uhr auf dem Schlosse sein, so daß sie sehr zeitig Gelegenheit erhielt, ihn von ihrem Willen in Kenntniß zu setzen.

„Ich will ihr zuvorkommen," dachte er, indem er schnell das Deckbett von sich warf und auf die Diele sprang. „Ich will mich sogleich zu Francoeur begeben, mir einiges Geld geben lassen und ihrem Bereich entschwinden, ehe sie noch aufsteht. Dann will ich an sie schreiben und ihr Bedingungen zur Scheidung vorschlagen."

Der Morgen begann eben zu dämmern, als der Graf zu diesem Entschlusse gelangte. Deßhalb kleidete er sich eilig an und stand im Begriffe, das Zimmer zu verlassen, als er, indem er seinen Mantel umwarf, die Glasglocke umstürzte, die einen ausgestopften Vogel bedeckte, und bei dem Versuche, sie aufzufangen, sich bedeutend in die Hand schnitt. Nachdem er das Blut an das Betttuch gewischt, verband er sich die verwundete Hand mit einem Taschentuche.

Dann öffnete er leise die Thür seines Zimmers,

horchte, ging dann vorsichtig die Treppe in die Hausflur hinab und ließ sich hinaus. Sein Pferd konnte er nicht bekommen, ohne die Stallknechte zu wecken. Deßhalb beschloß er, eines von Francoeur zu borgen, der ihm das seinige nachschicken konnte, und nachdem er auf diese Weise das Haus glücklich verlassen, richtete er seine Schritte nach dem des Agenten.

Nun war, wie wir bereits erzählt haben, Francoeur's Lager in dieser Nacht eben so wenig ein Daunenbett als das des Grafen. Der Schlaf, welcher die kühle und thauige Stirn und die ruhigen Pulsschläge eines zufriedenen Herzens liebt, floh diese heißen, unruhigen Pfühle, und da es keinen elenderen Platz giebt, als das Bett, welches der Schlaf zu besuchen sich weigert, so war der Agent ebenfalls mit der Morgendämmerung aufgestanden und in den Garten hinuntergegangen, um die frische Morgenluft zu suchen, nach der sein fieberhafter Körper dürstete, und er ging eben langsam hin und her, überdachte sein Schicksal und wog seine Aussichten gegen einander ab, als er zu seinem Erstaunen dieselbe Person, welche seine Gedanken hauptsächlich beschäftigte, auf sich zukommen sah.

„Mein Himmel!“ rief er, indem er einen Augenblick lang seine Angst über seinem Erstaunen vergaß,

„was um aller Welt willen führt Sie denn so zeitig hierher, Herr Graf? Ist denn Etwas vorgefallen?"

„Nein, es ist gerade nichts sehr Neues vorgefallen," antwortete der Graf; „ich stehe aber im Begriffe, wieder fortzugehen und wünsche, daß Sie mir sofort fünftausend Francs auszahlen."

„Sie wollen wieder fortgehen!" wiederholte der Agent, „so bald schon?"

„Ja," entgegnete der Andere, „meine Frau und ich können uns einmal nicht vertragen, und es ist für beide Theile besser, sich zu trennen. Ich glaube wohl, daß ich schuld bin, aber sie ist auch mit schuld, und so oft ich nach Hause komme, findet unvermeidlich ein Zank statt. Sie beschuldigt mich der Verschwendung, und ich glaube allerdings, daß ich mehr Geld verthan habe als ich sollte, obschon nicht so viel als sie sagt; die Frauen bleiben aber, wenn sie aufgebracht sind, einmal nicht der Wahrheit treu. Also, sehen Sie, Francoeur, ich kann dies nicht länger ertragen und bin gesonnen, die Sache zur Entscheidung zu bringen. Vor allen Dingen ersuche ich Sie daher, mir ein genaues Verzeichniß der Summen zu geben, die ich seit unserer letzten Abrechnung von Ihnen entnommen habe, damit es wenigstens nicht in ihrer Gewalt steht, mich zur Ungebühr zu beschuldigen, und dann werde ich sie bitten, einen ihrer

Freunde zum Schiedsrichter zwischen uns zu ernennen und eine Trennung arrangiren zu lassen. Glauben Sie nicht, daß ich Recht habe?"

„Aber warum kommen Sie denn so zeitig? Warum haben Sie so große Eile?" fragte Francoeur, mehr seine eigenen Gedanken verfolgend, als auf die Frage des Grafen hörend.

„Nun, ich konnte nicht schlafen und wünschte fort zu sein, ehe Frau von Chateauroux ihre Morgenbatterieen gegen mich eröffnen könnte."

„Also haben Sie das Schloß verlassen, ohne von ihr Abschied zu nehmen?"

„Allerdings. Ich verließ es, ehe noch Jemand aufgestanden war, und bin selbst ohne mein Pferd hierher gekommen, weil ich jeden Aufschub und jede Möglichkeit, sie zu stören, vermeiden wollte. Ich glaube, Francoeur, Sie haben in diesen Dingen keine Erfahrung; denn wenn Sie eine solche hätten, so würden Sie sich nicht darüber wundern, daß mir so viel daran liegt, dieser Situation zu entrinnen. Uebrigens müssen Sie mir auch ein Pferd leihen."

„Aber Sie werden wohl thun, ein wenig hier zu verweilen und zu frühstücken," sagte der Agent.

„Nicht für Alles in der Welt," sagte der Graf; „ich gedenke, ehe es Zeit wird, zu frühstücken, wenigstens zehn Meilen fort zu sein. Doch sagen Sie

mir, Francoeur, was ist eigentlich der Grund, weßhalb Sie das Gut La Roche nicht kauften, da meine Gattin doch so sehr wünschte, in den Besitz desselben zu gelangen?"

„Wir hatten das Geld nicht gleich bereit," entgegnete der Agent, indem er sich bückte, um einige Grashalme zwischen dem Kiese auszuzupfen; „ein Vetter von La Roche, der es ebenfalls schon längst gewünscht, drängte sich dazwischen und schnappte es uns weg."

„Aber das ist es eben, was ich nicht verstehe," entgegnete der Graf; „was meinen Sie damit, wenn Sie sagen, Sie hätten das Geld nicht bereit gehabt?"

„Wenn nicht sogleich ein Käufer zur Stelle gewesen und uns zuvorgekommen wäre, so würde ich es bald zusammengebracht haben," entgegnete der Agent, „aber man ließ uns keine Zeit."

„Aber wozu brauchten Sie Zeit?" fragte der Graf hartnäckig weiter; denn Francoeur's Verlegenheit entging ihm nicht, und er fühlte zum ersten Male in seinem Leben einen leisen Argwohn, daß der Agent vielleicht nicht das Musterbild von Ehrlichkeit sei, für das sie ihn bis jetzt gehalten, „nehmen Sie nicht regelmäßig die Pachtzinsen ein?"

„So regelmäßig, als die Pächter sie bezahlen," antwortete der Agent.

„Wie viel betragen denn die Rückstände?" fragte der Graf.

„Das kann ich nicht genau angeben, ohne meine Bücher zu Rathe zu ziehen," sagte der Erstere. „Sie wissen auch, daß voriges Jahr einige Weinberge keinen Ertrag lieferten."

„Wenn das Deficit in Pachtgelderrückständen seinen Grund hat, so wäre es mir lieb, wenn dies ausdrücklich erklärt würde," sagte der Graf, „denn Sie sehen, Francoeur, daß es mir nicht angenehm sein kann, wenn es in dem Belieben meiner Gemahlin steht, zu behaupten, sie sei durch meine Verschwendung in Geldverlegenheit gerathen, und ich sei schuld daran, daß sie La Roche nicht bekommen habe. Was mich betrifft, so thut es mir wirklich sehr Leid, daß das Gut nicht gekauft worden ist, und ich gestehe, daß ich den ganzen Vorgang nicht begreife."

„Es ward gar so unerwartet feilgeboten," entgegnete der Agent. „Aber was haben Sie denn da an Ihrer Hand gemacht?"

„O, nicht viel; ich habe mich in Glas geschnitten."

„Dann thäten Sie besser, Sie kämen mit herein und ließen mich Etwas suchen, um die Wunde zu verbinden, sie blutet."

„Nichts ist besser, als kaltes Wasser; ich will mir sie hier am Brunnen waschen.“

„Und ich will Ihnen mittlerweile ein reines Tuch holen,“ sagte Francoeur, indem er in das Haus zurückkehrte.

„Ich hätte wirklich fast Lust, zu bleiben und mit ihm zu frühstücken,“ dachte der Graf, indem er sich nach dem Brunnen wendete, der sich in einem Obstgarten auf der einen Seite des Gebäudes befand. „Ich möchte gern dahinter kommen, was eigentlich aus all' dem Gelde geworden ist. Ja, ich will bleiben; es ist beschlossen.“

Mittlerweile holte Francoeur, der froh war, in das Haus entwischen zu können, um einer so verfänglichen Conversation aus dem Wege zu gehen, ein reines weißes Taschentuch, um die verwundete Hand damit zu verbinden, und kehrte eben damit nach dem Obstgarten zurück, als ihm einfiel, daß er auch zugleich die fünftausend Francs, die er glücklicher Weise in Cassa hatte, mit hinausnehmen könne, da möglicher Weise der Graf, sobald er mit Geld versehen wäre, geneigt sein würde, sofort wieder abzureisen.

Deßhalb nahm er einen Schlüssel aus der Tasche und öffnete ein kleines Gemach, in dem er sein Geld und seine Kostbarkeiten aufbewahrte.

„Ah, Bernhard, Bernhard! leg' Dich! leg' Dich!“

sagte er zu einem schönen jungen Hunde von der St. Bernhardsrace, der stets des Nachts als Wächter in dieses Zimmer eingeschlossen ward. Der Hund, welcher sich freuete, schon so frühzeitig seiner Haft entlassen zu werden, sprang um seinen Herrn herum, während derselbe sein Schreibepult aufschloß und das Geld herausnahm, und als er ihn dann seinen Weg nach der Thür nehmen sah, sprang er ihm voran in den Garten.

In diesem Augenblicke neigte sich der Graf, der sich frisches Wasser heraufgezogen hatte, über dem Eimer und badete seine verwundete Hand. Der Hund, ein großes, starkes Thier, voll Feuer und Leben, sprang auf ihn zu und legte ihm seine beiden Vorderpfoten auf die Schultern. Das Thier wollte blos scherzen, dem Manne aber brachte es den Tod. Der plötzliche Stoß brachte ihn aus dem Gleichgewichte und er stürzte kopfüber in den Brunnen.

Francoeur, der dem Hunde nacheilte, damit er nicht den Grafen erschrecke, kam gerade noch Zeit genug, um das Unglück zu sehen, als er um die Ecke des Hauses bog. Er stürzte einige Schritte vorwärts — blieb dann stehen — es erklang ein Ruf aus dem tiefen Wasser — dann ein zweiter — und er unterschied seinen eigenen Namen. Der Hund stand winselnd am Rande und schauete hinab. Dann ließ sich

ein dritter, schwächerer und erstickter Ruf vernehmen. Der Agent schaute sich ringsum und blickte hinauf nach den Fenstern seines Hauses. Sie waren geschlossen und Niemand zu sehen, und er ging nun ein wenig näher zu dem Brunnen hin. Er hörte das Wasser plätschern und plätschern; es dauerte nicht lange, so schwieg das Geräusch — das Wasser war still.

Nun ging er näher hin; der Hund sah ihn an und winselte wieder.

Francoeur wendete sein Auge von der Oeffnung des Brunnens ab, stieß aber mit seinem Fuße das Bret darüber und deckte ihn zu.

Sechstes Kapitel.

Von wie geringfügigen Zufällen hängt doch oft unser Leben ab — und nicht blos unser Leben, sondern zuweilen auch unsere Schuld oder Unschuld! Hätte es sich nicht getroffen, daß Francoeur sowohl das Geld als auch das Tuch holen wollte, so wäre der Hund in diesem kritischen Augenblicke nicht freigelassen worden und der Graf von Chateauroux nicht in dem Brunnen ertrunken. Wäre Francoeur in seinen Bewegungen etwas weniger rasch gewesen, so wäre er nicht Augenzeuge des Unglücksfalles geworden und hätte wahrscheinlich nicht eher entdeckt, was mit seinem Gaste vorgegangen war, als bis es zu spät gewesen wäre, ihm irgend welchen Beistand zu leisten.

Allerdings war es möglich, daß seine Bemühungen, den Grafen zu retten, Nichts geholfen hätten,

obschon die Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß, wenn er sofort den Eimer hinuntergelassen hätte, der Graf sich aus dem Wasser hätte herausarbeiten können.

Während aber das Ergebniß dessen, was hätte gethan werden können, ungewiß war, war Eins nur zu gewiß, nämlich daß er Nichts gethan hatte. Er hatte den Unglücklichen sterben lassen, während derselbe seinen Namen rief; er hatte keinen Arm ausgestreckt, ihm zu helfen, und er fühlte, daß er schuld war an seinem Tode. Der Last dieser Ueberzeugung ward er sich jedoch nicht sofort bewußt. Seine ersten Empfindungen waren die der Erleichterung und Sicherheit — Niemand konnte ihn jetzt zur Verantwortung ziehen — kein Mensch lebte, der Etwas, was er in Bezug auf den Aufwand des Grafen vorgegeben, beweisen oder widerlegen konnte. Er war sicher! sicher! sicher! — Niemand konnte ihn hier anrühren. Welch eine Erlösung war dies von einer täglichen Furcht!

Allerdings lauerte dahinter eine weit schlimmere Furcht; diese aber war verschleiert und er sah sie jetzt noch nicht.

Als Francoeur den Brunnen zugedeckt hatte, pfiff er dem Hunde, ihm zu folgen, und kehrte in das Haus zurück, wo er das Thier in dasselbe Zimmer

einschloß, aus welchem er es herausgelassen, und dann begab er sich auf sein Zimmer und legte sich nieder, und da die ganze Familie sehr müde zu Bette gegangen war, so schliefen Alle sehr fest und standen spät auf.

Wie gern hätte er auch geschlafen; aber er hatte den Schlaf gemordet. Und so lag er unruhig und lauschend da, bis er die Diener sich regen hörte, und dann stand er auf und rief nach Barbierwasser; „denn," sagte er zu seinem Diener, „ich muß um zehn Uhr auf dem Schlosse sein, um mit dem Grafen zu frühstücken."

Er wagte nicht, den Diener anzusehen, als er dies sagte. Er fürchtete, daß er Etwas in seinem Gesichte lesen möchte; aber er hätte es immerhin thun können, denn das Gesicht war vollkommen inhaltlos und gab durchaus kein Interesse an dieser Mittheilung zu erkennen. Eben so wenig gab der Diener eine Antwort. — Es war keine zu geben. Francoeur aber kam es vor, als bedeute dieses Schweigen Etwas, und er blickte ihn an, um den Grund davon zu sehen; denn wie konnte er wissen, ob nicht irgend ein von ihm unbemerktes wachendes Auge das Trauerspiel dieses Morgens mit angesehen hatte.

„Nein, dieser wenigstens hat Nichts gesehen," dachte Francoeur, als der Diener mit ganz unbefan=

gener Miene die Kleider zurecht legte, die sein Herr anziehen wollte.

Er fühlte sich dadurch einigermaßen gestärkt. Er war nun schon einem menschlichen Antlitze begegnet und dies gab keinen Verdacht zu erkennen.

Nun fragte er, welche Zeit es sei und wie es mit dem Wetter aussehe, und sprach in ungewöhnlich vertraulichem Tone mit dem Diener, denn er wollte ihn gern im Zimmer behalten. Der Mann schien zwischen ihm und dem andern Wesen zu stehen, welches auch zugegen war, für ihn, obschon das fleischliche Auge Nichts davon sah.

Sobald er angekleidet war, verlangte er Hut und Handschuhe und machte sich auf den Weg nach dem Schlosse. Es war noch lange bis zu der bestimmten Stunde und es war nun auch gar nicht nöthig, sie pünktlich einzuhalten — denn er war jedenfalls der Erste; aber er hatte keine Ruhe und die Bewegung erleichterte ihn. Ueberdies wünschte er auch nicht, jetzt seiner Gattin in den Weg zu kommen oder seinen Kindern in die Augen zu blicken, und anstatt die gerade Straße zu gehen, machte er einen weiten Umweg über die Felder und Wiesen und die Uhr schlug Zehn, als er die Allee nach dem Schlosse hinaufging.

Madelon, damals ein junges Weib, hatte ihm

das Thor geöffnet und gesagt, wahrscheinlich habe er gehört, daß der Graf am Abende zuvor eingetroffen sei, und er antwortete: „Ja, ich komme, um mit ihm zu frühstücken," und ging weiter nach der Terrasse, wo er die Klingel zog.

„Ich komme doch nicht zu spät?" sagte er zu dem Diener, der die Thür öffnete; „ist der Graf schon unten?"

„Ja, mein Herr," antwortete der Diener. „Mein Herr ist ausgegangen."

„Ausgegangen?" wiederholte Francoeur. „Ich komme, um mit ihm zu frühstücken."

„Er erwartet Sie, Sir," entgegnete der Diener, „und wird ohne Zweifel bald wieder kommen."

„Gut," sagte Francoeur und gut schien es auch zu sein, denn hier waltete auch kein Verdacht und er folgte dem Diener in das Frühstückzimmer, wo der Tisch für zwei Personen servirt war. Der Diener schloß die Thür und nun war er allein und wartete auf den, der mit ihm speisen sollte.

Er befand sich in demselben Zimmer, wo das Bildniß des Grafen Joachim über dem Kamine hing, des Vaters Dessen, auf den er wartete und der nicht kam. Er mochte thun, was er wollte, so konnte er seine Augen nicht von dem Bildniß abwenden. Er war wie behext, und zuweilen bildete er sich ein, als ob

das Bild seinen Blick zurückgäbe und ihn auf seltsame Weise betrachtete. Denn abgesehen von dem Unterschiede des Alters und des Costüms, hatte es wirklich eine auffallende Aehnlichkeit mit dem jungen Grafen, und er sah, daß die schönen Züge Joachims gerade so waren, wie die Philibert's mit der Zeit geworden sein würden; aber er und die Zeit waren nun auf immer von einander geschieden und diese schönen jungen Züge im Tode erstarrt.

Francoeur fuhr sich mit der Hand über die Stirn und wendete sich nach dem Fenster, welches die Aussicht auf den breiten Kiesweg und den weichen jenseits desselben liegenden grünen Rasen bot. Einige Schafe mit sehr schönen weißen Bließen und zwei außerordentlich schöne Kühe weideten hier. Man hatte diese Thiere wegen ihrer Schönheit ausgewählt und zum Ergötzen der Gräfin hierher gebracht.

Es war eine ruhige, liebliche Scene — die Bäume, welche hier und da auf dem Rasen umherstanden, und die unschuldigen Thiere, welche hier ihr reines Leben lebten — und der Beschauer fühlte plötzlich ein erstickendes Gefühl in der Brust, welches ihn bewog, sich plötzlich von diesem Anblicke abzuwenden.

Es dauerte nicht lange, so trat der Diener ein und that, als ob er Etwas auf dem Tische zu ordnen

hätte, um Gelegenheit zu haben, dem Agenten mitzutheilen, er habe den Grafen überall gesucht, könne ihn aber nicht finden.

Nachdem er dies gesagt, ging er wieder hinaus und Francoeur wartete noch eine halbe Stunde.

Mittlerweile war die Gräfin aufgestanden, und nachdem Clarisse ihr gesagt, daß Francoeur schon ziemlich lange unten warte, um mit dem Grafen zu frühstücken, der ihn um zehn Uhr hierher bestellt habe, befahl sie, daß man die große Glocke läute, weil der Graf ohne Zweifel im Park spazieren ginge und die Zusammenkunft vergessen habe.

Deßhalb läutete man die Glocke, was Madelon veranlaßte, zu fragen, was denn geschehen sei.

Aber immer noch kam der Graf nicht und eben so wenig hatte sie ihn das Thor passiren sehen. Wo er aber auch sein mochte, so mußte er doch zu Fuße sein und konnte sich daher nicht weit entfernt haben; denn auf Nachfragen ergab sich, daß sein Pferd im Stalle war. Die Gräfin schickte nun Clarissen zu Francoeur, um diesem zu empfehlen, sein Frühstück einzunehmen und nicht länger zu warten. Deßhalb befolgte er ihren Rath und ging fort.

Als er nach Hause kam, traf er seine Gattin in sehr heiterer Stimmung an. Sie war sehr redselig in Bezug auf das Amüsement vom vorigen

Abend und er versuchte ihr zuzuhören; aber er mochte anfangen, was er wollte, so schweiften seine Gedanken immer wieder zurück nach dem unheimlichen Sumpfe im Obstgarten. Dann war auch der Hund da. Er konnte das Thier doch nicht fortwährend eingeschlossen halten, fürchtete aber gleichwohl, daß es, wenn er es herausließe, nach dem verhängnißvollen Orte laufen und die Aufmerksamkeit Anderer darauf lenken würde. Das Beste, was er thun konnte, war daher, sich auf sein Pferd zu setzen, auszureiten und den Hund mitlaufen zu lassen.

Ganz wie er erwartet hatte, lief dieser in dem Augenblicke, wo er vor die Thür kam, nach dem Brunnen; als er aber seinen Herrn davongaloppiren sah, sprang er ihm ebenfalls nach. Francoeur wäre, obschon er den Hund gern hatte, doch jetzt sehr froh gewesen, wenn er ihn hätte loswerden können, aber es war schwer, ein großes Thier, wie dieses, dessen Eigenthümer wohlbekannt war, zu verlieren, und da er es von dem Bruder seiner Gattin zum Geschenke bekommen, so konnte er es wohl nicht in fremde Hände geben.

Einige Tage lang dauerte der Uebelstand. Der Hund dachte hartnäckig an Etwas, was sein Herr zu vergessen wünschte. Nach Verlauf einer Woche aber hatte er es auch vergessen und hörte auf, nach dem

Brunnen zu laufen. Gleichzeitig verschloß Francoeur den Brunnen, unter dem Vorwande, daß er dem Garten zu nahe und für die Kinder, die nun allein umherzulaufen begannen, gefährlich sei, und ließ an einer andern Stelle einen graben.

Mittlerweile machte das geheimnißvolle Verschwinden des Grafen unter den Dienern des Hauses keine geringe Sensation, obschon die Gräfin selbst weder Unruhe noch Neugier in dieser Beziehung zu erkennen gab. Sie hatte nämlich durchaus keine Vermuthung, daß ihrem Gatten ein Unglück begegnet sei, und dieser Gedanke kam ihr nicht eher ein, als bis die Gerüchte, welche überall die Runde machten, durch einige Freunde zu ihrer Kenntniß gebracht wurden.

Was sie betraf, so schloß sie, daß er gar nicht die Absicht gehabt habe, viele Tage bei ihr zu bleiben, und der Zank, der auf seine Ankunft folgte, war, nach ihrer Meinung, vollkommen hinreichend, seine plötzliche Abreise zu erklären, und überdies hatte die Drohung, die sie ausgestoßen, wahrscheinlich seine Eile noch mehr angespornt. Allerdings war dieselbe nur eine in der Hitze ausgestoßene, unbestimmte Drohung gewesen, aber die Gräfin sah ein, daß ihr Gemahl eine bestimmte Absicht dahinter vermuthet haben könne. Ihr Stolz und das Bewußtsein ihrer Unschuld

bewogen sie, dem ihr beigemessenen Verdachte blos Verachtung entgegenzusetzen, und sie hatte es verschmäht, irgend welche Schritte zu ihrer Rechtfertigung zu thun, bis sie plötzlich von der Behörde festgenommen ward.

Das Erste, was sie bewog, die Möglichkeit zu fürchten, daß irgend ein Unheil vorgegangen sei, war die Flucht ihrer beiden Diener — ein Vorfall, den sie nicht zu begreifen vermochte und der bei dem außerordentlich anomalen Zustande der französischen Gerechtigkeitspflege ihrer Sache an und für sich sehr verderblich war; denn da kein Raub oder Diebstahl stattgefunden hatte und sich auch kein anderer denkbarer Grund angeben ließ, welcher Clarissen und Morel hätte bewegen können, selbst dem Grafen das Leben zu nehmen, so schloß man daraus, daß sie ihre Mitschuldigen oder wenigstens die Zeugen ihres Verbrechens gewesen seien, und auf diese Weise erklärte man auch das Verschwinden seiner Leiche. Dieser Verdacht ward durch den Umstand bestärkt, daß alle Diener bezeugten, diese beiden Leute seien, als sich Alle zu Bett begaben, die Treppe hinauf gegangen, um ihren Herrn und ihre Herrin zu begleiten. Ueberdies schliefen Clarisse und Morel allein in derselben Gallerie, wie der Graf und die Gräfin. Das ganze übrige Hauspersonal wohnte in einem andern Theile

des Gebäudes und konnte Nichts von Dem gehört haben, was vielleicht vorgefallen war.

Während dies Alles geschah, hielt sich Francoeur so viel als möglich bei Seite. Er nahm Gelegenheit, nach Paris zu gehen, um dort einige Geschäfte zu besorgen, und sprach seine Meinung dahin aus, der Lärm, den man wegen des Grafen mache, sei abgeschmackt und er werde ohne Zweifel über kurz oder lang wieder zum Vorschein kommen und sie Alle auslachen.

Obschon er sich aber auf diese Weise stellte, als mache er von der ganzen Sache kein Aufhebens, so lebte er doch in fortwährender Angst, daß alle diese Nachforschungen zu einer Entdeckung der Leiche führen könnten, in welchem Falle er fast unvermeidlich dem Verdachte ausgesetzt war, der Mörder zu sein.

Als er aber von der Gefahr hörte, in welcher die Gräfin schwebte, ward seine Situation eine noch viel schlimmere. Er bebte mit Entsetzen vor dem Gedanken zurück, daß er sie für ein Verbrechen büßen lassen sollte, an welchem sie, wie er wohl wußte, unschuldig war, während ein Wort von ihm sie rechtfertigen und retten konnte.

Wie gern hätte er dieses Wort gesprochen, wenn er es gewagt hätte, und wie bedauerte er, daß er den Unfall nicht in dem Augenblicke, wo er Zeuge

desselben war, bekannt gemacht, anstatt durch sein Schweigen ein Leben fortwährender Angst für sich selbst und all' diese Ungerechtigkeit und diesen Jammer für Andere herbeizuführen.

Die Furcht aber, welche damals seine Lippen schloß, hielt sie auch jetzt noch geschlossen, und ohne Zweifel, je länger die Mittheilung hinausgeschoben ward, desto sicherer mußte dieselbe ihn selbst in's Verderben stürzen. So zögerte und zögerte er bis zur Verurtheilung der Gräfin, und dann fühlte er, daß er sie retten müsse, wenn es auch auf Kosten seines eigenen Lebens und seiner Ehre geschähe.

Er schrieb eine Erzählung des ganzen Vorfalles nieder, wobei er jedoch unterließ, seine unredliche Aneignung des ihm anvertrauten Geldes zu bekennen. Er erzählte blos sämmtliche Umstände des Unfalles, wie er sie mit angesehen, sprach sich weitläufig über seine Verwirrung und Bestürzung aus und führte sein Schweigen auf die wahren Beweggründe zurück, nämlich daß er, da weiter kein Zeuge zugegen war, selbst in den Verdacht des Mordes kommen konnte, und erwähnte die Schwierigkeit, in die er sich selbst dadurch versetzt, daß er nicht gleich sofort alle diese Umstände bekannt machte.

Hierauf setzte er sein Testament auf und ordnete seine Angelegenheiten; nachdem er sodann seine Frau

und Kinder umarmt und von ihnen Abschied genommen, um angeblich eine Reise nach Paris zu machen, sagte er seiner Heimath Lebewohl, wie er glaubte auf immer, und machte sich auf den Weg nach Arles um seinen Brief selbst an dem Thore der Präfectur abzugeben, worauf er, um dem Schimpf und dem Elende, welches seiner wartete, wenn er am Leben bliebe, zu entgehen, sich sofort den Tod zu geben gedachte, wozu er sich mit den zweckentsprechendsten Mitteln bereits versehen.

Die Liebe zum Leben und die unbestimmte Hoffnung, daß die Gräfin vielleicht entrinnen und ihn dadurch dieses furchtbaren Schrittes überheben werde, hatte ihn bewogen, denselben bis zum letzten Augenblicke aufzuschieben, und es war spät am Abende des Tages vor dem zu ihrer Hinrichtung bestimmten, als er zu Fuße die Stadt betrat, denn er suchte alles Aufsehen zu vermeiden und wünschte nicht, sich mit seinem Pferde zu belästigen.

Es giebt wenig Menschen, die, wenn sie irgend Etwas, sei es auch etwas ganz Gleichgültiges, bewußtermaßen zum l e t z t e n Male thun, nicht ein peinliches Gefühl des Bedauerns empfänden, und so that auch Francoeur an diesem Abende keinen Schritt auf dem Boden, auf dem er so oft in glücklicheren Umständen gewandelt, und sah keinen Gegenstand, der

nicht einen bittern Schmerz in seinem Herzen hervorgerufen hätte, welcher durch Selbstvorwürfe noch gesteigert ward.

Wie glücklich hätte er sein können, wenn er nur das einfache Gebot der Ehrlichkeit befolgt hätte! Von wie vielen Segnungen war er umgeben! Alles, was nöthig war, um das Leben glücklich zu machen, besaß er, aber durch seine Gier nach Mehr hatte er Alles verwirkt und die geliebte Familie, deren Bereicherung er gesucht, sollte nun das Vermögen, welches er ihr hinterließ, durch Argwohn und Schande befleckt finden.

Bedrückt von diesen bitteren Betrachtungen, schritt er unbekannt und unbemerkt durch die Straßen von Arles, bis er die erreichte, wo der Präfect wohnte. Als er sich dem Stadthause näherte und schon im Begriff stand, die Hand an die Klingel zu legen, bewog ihn das Bewußtsein, daß, nachdem er dieses Papier einmal übergeben, der Schritt unwiderruflich war, so wie die Furcht, daß er verfolgt und eingeholt werden könne, ehe er den einsamen Ort erreicht, den er zur Schlußscene dieses Trauerspieles ausersehen, noch zu zögern und einen Augenblick zurückzutreten, ganz besonders da das Getöse von Pferdehufen verkündete, daß Jemand herannahete.

Er ging daher schnell hinüber auf die andere

Seite der Straße, eben als der Reiter, in welchem er einen Regierungscourier erkannte, vor dem Thore anlangte.

„Sehet," sagte ein Pastetenbäcker, der mit umgebundener Schürze an der Thür seines Ladens stand, „das ist ein königlicher Courier; was wettet Ihr, Nachbar, daß er nicht einen Pardon oder eine Fristbewilligung für die Gräfin überbringt?"

„Da möchte ich lieber mit Euch als gegen Euch wetten," entgegnete sein Nachbar. „Ich für meinen Theil habe niemals erwartet, das Urtheil vollstreckt zu sehen. Ich bitte Euch, eine Gräfin! So vornehmen Verbrechern schneidet man, wenn man es nur einigermaßen umgehen kann, nicht gleich die Köpfe ab."

„Das wird aber für das gemeine Volk eine furchtbare Enttäuschung sein," bemerkte der Pastetenbäcker. „Ich würde mich nicht wundern, wenn es einen Auflauf gäbe."

„Wenn die Depesche wirklich auf die Gräfin Bezug hat, so werden wir es bald erfahren," bemerkte der Andere; „denn dann wird der Präfect ihr die Nachricht ganz gewiß selbst in das Gefängniß überbringen."

Das dachte auch Francoeur, der mit so zu sagen glühenden Ohren dieses Zwiegespräch mit ange-

hört hatte. Wenn es so war wie diese Leute voraus setzten, so war er gerettet. Er würde ein Geständniß abgelegt haben und gestorben sein, um die Gräfin vom Tode zu retten, weil er sich nicht fähig fühlte, mit ihrem Blute auf seinem Gewissen zu leben; aber er vermochte es nicht über sich, ein so großes Opfer zu bringen, um ihren Ruf zu retten, so daß der Ueberbringer dieser Depesche, vorausgesetzt, daß sie die Gräfin von Chateaurouх betraf, für ihn ein Herold des Lebens oder des Todes war.

Man kann sich deßhalb denken, mit welcher Spannung er die Bewegungen beobachtete, welche nun an dem Thore des Stadthauses stattfanden.

Nachdem der Reiter die Klingel gezogen, stieg er ab, warf dem Thürhüter, der ihm öffnete, den Zügel in die Hand und trat in den Hof. Das Pferd ward ebenfalls mit hineingeführt und das Thor geschlossen. Es verging nun eine Viertelstunde, ohne daß durch irgend Etwas verrathen ward, was im Innern vorging, und während dieser Zeit versammelten sich die Leute aus der Nachbarschaft vor dem Thore, während schon die Nachricht von Mund zu Munde ging, daß eine königliche Begnadigung für die Gräfin eingetroffen sei.

Einige, welche aus einem oder dem andern Grunde ihrer Partei angehörten, freuten sich auf

diese Aussicht ihrer Rettung, die große Masse des Volkes aber, welches sich nicht wenig ärgerte, des Schauspiels, welches es zu genießen gehofft, nun verlustig zu gehen, erging sich in allerhand entrüsteten Bemerkungen über die den Reichen zu Theil werdenden Begünstigungen.

Francoeur stand mit über die Stirn hereingezogenem Hute mitten unter dem Haufen und heftete seine Augen auf das Thor, welches endlich aufging und den bereits zu Pferde sitzenden Präfecten sichtbar machte, der nun, von dem Courier begleitet und von dem Volkshaufen gefolgt, fortritt.

Francoeur schloß sich ebenfalls mit an und folgte bis an die Thür des Gefängnisses, wo er, da er nun von der Richtigkeit der von den Leuten ausgesprochenen Vermuthungen so ziemlich überzeugt war, sich aus dem Gedränge herausarbeitete, um sich dem Präfecten zu nähern und ihn anzureden. Ehe er sich aber noch bis zu ihm Bahn brechen konnte, war derselbe schon eingetreten und die Thür hatte sich hinter ihm geschlossen. Er blieb stehen und schwankte zwischen seiner Begier, die Wahrheit zu erfahren, und seinem Widerwillen, dieses Thor zu durchschreiten, welches sich so leicht nach der einen und so schwer nach der andern Seite hin öffnet, und

ehe er noch Muth genug fassen konnte, um die Klingel zu ziehen, trat der Courier allein wieder heraus.

„Was giebt es? Was habt Ihr für eine Nachricht gebracht? Ist die Gräfin begnadigt?“ rief das Volk sich um ihn herumdrängend.

„Was geht das Euch an?“ rief der Courier; „geht Ihr doch Eures Weges, Ihr Gesindel!“

Das Gesindel ging aber nicht seines Weges, sondern ward im Gegentheile mit jedem Augenblicke zahlreicher, und da es in dem Wesen einer solchen Versammlung lag, ein wenig Lärm zu machen, so begann das Volk, da es seine Neugier nicht befriedigt sah, an das Thor zu pochen und laute Schmähungen gegen den Gerichtshof auszustoßen, der reichen Leuten alle möglichen Verbrechen nachsehe und Arme wegen einer Kleinigkeit aufhängen lasse. Da hierbei Einer dem Andern beipflichtete und die wachsende Zahl ihnen Muth gab, so ward der Tumult mit jeder Minute immer lauter, bis endlich die Thore sich öffneten und der Präfect und die Gefängnißwärter auf der andern Seite sichtbar wurden.

Es trat sofort Schweigen ein, zugleich aber drängte Alles vorwärts wie um in den Hof hineinzugelangen. Der Präfekt hielt die Hand empor.

„Lieben Freunde,“ rief er mit lauter Stimme, „geht aus einander! Es ist Zeit, daß alle gute Bür-

ger sich in ihren Häusern befinden. Die Gräfin von Chateauroux ist fälschlich angeklagt worden. Ihr Bruder, Herr De la Rive, hat ihren Gatten ausfindig gemacht und ist jetzt mit ihm unterwegs. Morgen früh wird der Graf von Chateauroux hier sein."

Ein englischer Volkshaufen würde hier der Gräfin ein dreimaliges Lebehoch ausgebracht haben; der französische aber wendete sich schweigend von dem Thore hinweg und es dauerte ein paar Minuten, ehe man sich von seiner Ueberraschung hinreichend erholte, um über die unerwartete Nachricht sich gegenseitig auszusprechen. Als dies endlich geschah, entdeckten die Meisten, daß sie sich dies gleich von vorn herein gedacht, und machten bittere Bemerkungen über die mangelhafte Rechtspflege, welche Leute zum Tode wegen Verbrechen verurtheile, die gar nicht begangen worden seien. Diejenigen, welche keine besondere Abhaltung hatten, beschlossen, den nächsten Tag beizeiten am Gefängnisse zu sein, um die Ankunft des Grafen und die Freilassung seiner Gemahlin abzuwarten, und somit endete das große Ereigniß des Abends, in so weit das Publikum dabei betheiligt war.

Unter diesem Volkshaufen aber befand sich Einer, für dessen Ohren die Worte des Präfecten einen seltsamen Klang hatten. Herr von Chateauroux war

gefunden! Er, der todt war — der schon seit Monaten auf dem Boden jenes tiefen Brunnens lag — sollte morgen in Arles sein! Wie war das möglich? Es konnte nicht der wirkliche Graf von Chateauroux sein, welcher unterwegs war; dies war unmöglich! Und dennoch hatte der Präfect es gesagt, und Herr De la Rive konnte sich doch nicht in der Persönlichkeit seines Schwagers täuschen. Ein Versuch, die Behörden zu täuschen, wäre zu vergeblich gewesen, als daß er auch nur einen Augenblick lang daran hätte denken können.

Nun bemächtigten sich abenteuerliche und phantastische Gedanken seines Gehirns. War der Graf vielleicht aus dem Brunnen entkommen? Diese Vermuthung schien eine sehr abgeschmackte zu sein; aber man hörte ja dann und wann von unmöglichen Abenteuern und wunderbaren Rettungen, an welche Niemand geglaubt haben würde, wenn sie nicht wirklich stattgefunden hätten. War dies der Fall, so blieb ihm weiter Nichts übrig als die Absicht, mit welcher er heute Abend sein Haus verlassen, auszuführen. Aber es war ja nicht möglich — wenn irgend Etwas auf Erden gewiß war, so war es das, daß der Graf von Chateauroux todt war und kein Sterblicher weiter als Francoeur wußte, wo seine Leiche lag.

Gemartert von diesen Gedanken und da er sich

selbst nicht im Stande fühlte, zu bestimmen, ob er am Leben bleiben und der Zukunft entgegengehen, oder sterben und somit den Leiden entgehen sollte, die sie vielleicht für ihn in Bereitschaft hatte, beschloß er, einen kühnen Schritt zu thun und sofort in das Gefängniß zu gehen, um zu ermitteln, was wirklich über das Schicksal des Grafen bekannt sei. Er brauchte nur zu klingeln. Sein Name und seine Stellung als Agent der Heldin des Drama's verschafften ihm sofortigen Zulaß und sämmtliche Beamte kamen ihm glückwünschend entgegen. Der Präfect drückte ihm die Hand und erbot sich, ihn zu der unschuldig verurtheilten Gräfin zu führen.

„Aber ist es denn auch gewiß?" fragte Francoeur. „Ist der Graf von Chateauroux wirklich gefunden?"

„Das läßt sich nicht im Mindesten bezweifeln," entgegnete der Präfect. „Man fand ihn in Paris in sehr mißlichen Gesundheitsumständen. Eine lange, schwere Krankheit hatte ihn an den Rand des Grabes geführt und ihn zugleich verhindert, Etwas von dem seltsamen Argwohne zu hören, der durch sein Verschwinden hervorgerufen ward."

„Und morgen wird er hier sein?"

„Er wäre schon heute Abend hier, wenn ihn seine schwache Gesundheit nicht nöthigte, in Nimes

Nachtquartier zu machen; deßhalb hat der Präfect von Nimes den Courier immer vorausgeschickt, um die Ankunft der beiden Herren zu melden. Doch kommen Sie. Sie müssen die Gräfin sprechen. Ihr Bruder Eugen und mehrere ihrer Freunde sind schon bei ihr."

„Entschuldigen Sie," entgegnete Francoeur. „Ich muß sofort nach Hause eilen, um meiner Frau diese frohe Nachricht mitzutheilen. Ich kann nicht zugeben, daß sie unbekannt mit Etwas bleibe, was ihr so viel Freude machen wird. Empfehlen Sie mich der Gräfin und wünschen Sie ihr in meinem Namen Glück."

Francoeur aber ging nicht nach Hause. Diese Versicherungen des Präfecten hatten bloß dazu gedient, seine Verwirrung noch verworrener zu machen, und die Aufregung seines Gemüthes gestattete dem Körper keine Ruhe. Deßhalb wanderte er hinaus vor die Stadt, bis der Tag anbrach, und dann verhüllte er mittelst Hut und Taschentuch das Gesicht, ging wieder zum Thore hinein und mischte sich unter den Schwarm, der sich schon vor dem Gefängnisse gesammelt hatte.

Hier stand er, als die Reisenden ankamen, und als sie aus dem Wagen stiegen, sah er, wie es ihm schien, die bleichen, eingefallenen Züge und die

abgemagerte Gestalt des Grafen von Chateauroux. Sein Verstand sagte: „Nein, es ist unmöglich!" seine Augen aber antworteten: „Ja, er ist es." Erschrocken und bestürzt floh er aus der Stadt und reis'te so schleunig als möglich nach Paris, um dort die Enthüllungen abzuwarten, die, wie er glaubte, folgen müßten. Es geschahen aber keine. Seine Gattin schrieb ihm, der Graf sei gefunden worden und die Gräfin freigelassen und das glückliche Paar lebe jetzt in der größten Eintracht beisammen.

„So hören wir wenigstens," setzte sie hinzu, „denn sie wohnen nicht in Chateauroux, sondern in Rémy, wo sie ihre Tage in großer Zurückgezogenheit zubringen. Einige thörigte Leute wollen nicht glauben, daß es wirklich der Graf sei, sondern behaupten, es sei irgend ein Betrüger, den Herr De la Rive untergeschoben habe, um seiner Schwester das Leben zu retten. Kann man sich etwas Abgeschmackteres denken? Ich bekam gestern einen Brief von der Gräfin. Sie fragt, wo Du wärest, und bittet Dich, indem sie Dich bestens grüßen läßt, ihr, sobald Du wieder nach Hause kommst, einen Besuch abzustatten."

Nun reis'te Francoeur unverweilt nach Beaujeu zurück, wo eine dringende Einladung nach Rémy

ihn erwartete. Dahin begab er sich, hatte die Freude, sich außerordentlich wohl empfangen zu sehen, und begab sich, nachdem er eine Woche bei dem glücklichen Paare zugebracht, wieder nach Hause und nahm seine frühere Lebensweise wieder auf.

abgemagerte Gestalt des Grafen von Chateauroux. Sein Verstand sagte: „Nein, es ist unmöglich!" seine Augen aber antworteten: „Ja, er ist es." Erschrocken und bestürzt floh er aus der Stadt und reis'te so schleunig als möglich nach Paris, um dort die Enthüllungen abzuwarten, die, wie er glaubte, folgen müßten. Es geschahen aber keine. Seine Gattin schrieb ihm, der Graf sei gefunden worden und die Gräfin freigelassen und das glückliche Paar lebe jetzt in der größten Eintracht beisammen.

„So hören wir wenigstens," setzte sie hinzu, „denn sie wohnen nicht in Chateauroux, sondern in Rémy, wo sie ihre Tage in großer Zurückgezogenheit zubringen. Einige thörigte Leute wollen nicht glauben, daß es wirklich der Graf sei, sondern behaupten, es sei irgend ein Betrüger, den Herr De la Rive untergeschoben habe, um seiner Schwester das Leben zu retten. Kann man sich etwas Abgeschmackteres denken? Ich bekam gestern einen Brief von der Gräfin. Sie fragt, wo Du wärest, und bittet Dich, indem sie Dich bestens grüßen läßt, ihr, sobald Du wieder nach Hause kommst, einen Besuch abzustatten."

Nun reis'te Francoeur unverweilt nach Beauieu zurück, wo eine dringende Einladung nach Rémy

ihn erwartete. Dahin begab er sich, hatte die Freude, sich außerordentlich wohl empfangen zu sehen, und begab sich, nachdem er eine Woche bei dem glücklichen Paare zugebracht, wieder nach Hause und nahm seine frühere Lebensweise wieder auf.

Siebentes Kapitel.

Nach den in unserm letzten Kapitel gemachten Mittheilungen wird es nicht mehr schwer sein, erstens die Ueberraschung und Aufregung Francoeur's bei dem Erscheinen des alten Herrn, und zweitens die hartnäckige Ungläubigkeit zu begreifen, mit der er sich weigerte, ihn für Den anzuerkennen, für den er sich ausgab. Es war aber nicht leicht, die übrige Welt zu seiner Ueberzeugung zu bekehren, oder die Grundlage mitzutheilen, auf der diese Ueberzeugung beruhte. Den ersten Betrug hatte er um der Gräfin und seiner eigenen Sicherheit willen unterstützt und glaubwürdig gemacht. Diese Beweggründe aber waren jetzt nicht mehr vorhanden. Die Gräfin war todt und die Zeit hatte ihn, wie er meinte, außer alle Gefahr gebracht, während er andererseits jeden Grund hatte, sich diesen neuen Ansprüchen zu widersetzen.

Er war nicht allein an das Interesse der Familie De la Rive gefesselt, sondern das projectirte Ehebündniß verlieh ihm auch ein persönliches Interesse an dem Besitzthume und es ließ sich nicht erwarten, daß er gutmüthig einem Fremden gestatten würde, sich einzudrängen und die rechtmäßigen Besitzer um das Ihre zu bringen. Was aber konnte er thun, so lange Eugen bei seiner seltsamen Verblendung beharrte?

Niemand hatte bis jetzt entdeckt, wer der Prätendent war, noch woher er kam. Herr De la Rive hatte in Bezug auf ihn ein absolutes Schweigen bewahrt und, so viel man wußte, Niemandem in dieser Beziehung sein Vertrauen geschenkt. Einmal hoffte man, daß der Priester, mit welchem Frau von Chateauroux vor ihrem Tode eine lange Conferenz gehabt, im Stande wäre, einiges Licht über das Geheimniß zu verbreiten, und da man während des Prozesses der Ansicht war, daß er nun ohne Pflichtverletzung das Geheimniß enthüllen könne, wenn er es wisse, so suchte man ihn auf und befragte ihn.

Aber er hatte Nichts mitzutheilen. Obschon sehr alt, war er doch vollkommen im Stande zu verstehen, was man von ihm wünschte, und da die Gräfin und ihr Bruder Adolph todt waren, so hatte er auch Nichts dagegen, zu offenbaren, was er wußte. Er

sagte, die Gräfin habe in ihrer Beichte bekannt, der Mann, den ihr Bruder zur Stelle gebracht, sei nicht der Graf gewesen, aber dabei habe sie keine Andeutung gegeben, wer er eigentlich gewesen sei. Gleichzeitig hatte sie jedoch mit ihrem letzten Athemzuge ihm versichert, daß sie an dem ihr beigemessenen Verbrechen vollkommen unschuldig sei. Sie beklagte die Beleidigung, die sie ihrem Gemahle angethan, und sagte, daß, nachdem sie sich in jener verhängnißvollen Nacht getrennt, sie ihren Irrthum so lebhaft eingesehen, daß sie aufgestanden und an die Thür seines Zimmers gegangen sei, um eine Wiederaussöhnung herbeizuführen. Ihr Stolz habe jedoch über ihren guten Entschluß die Oberhand gewonnen, und sie sei unverrichteter Sache wieder in ihr Zimmer zurückgekehrt — ein Fehler, den sie während der letzten Jahre ihres Lebens Gott unausgesetzt gebeten habe, ihr zu verzeihen.

Auf diese Weise war die Thatsache des Betrugs nachgewiesen; bei der gegenwärtigen Gelegenheit aber war dieser Erfolg von geringerem Werthe, als man erwartet hatte, weil der alte Herr selbst dasselbe versicherte. Während er behauptete, der wirkliche Graf von Chateauroux zu sein, erklärte er, er sei seit seiner ersten Abreise in der Nacht nach dem Zwiste niemals wieder zurückgekehrt. Das Publikum war

entschieden für ihn. Man sagte, es sei gar kein vernünftiger Grund vorhanden, zu glauben, daß der Graf todt sei, und es sei gänzlich unmöglich, daß Jemand anders als der eigene Sohn dem Bildnisse des alten Grafen so ähnlich sehen könne.

Was Eugen betraf, so schienen alle Argumente, welche Francoeur vorbrachte, nicht den mindesten Eindruck auf ihn zu machen. Je mehr er ihn zu überreden suchte, sagte er, desto fester sei er überzeugt, daß hier kein Betrug vorliege.

„Sie sind einmal getäuscht worden, Francoeur, und das macht Sie argwöhnisch; aber seien Sie versichert, daß Sie sich irren. Wer der Prätendent gewesen ist, weiß ich nicht. Dies da aber ist der Graf von Chateauroux, so viel ist gewiß.“

„Unmöglich!“ rief Francoeur.

„Aber warum denn unmöglich? Wir haben ja gar keinen Beweis, daß er todt ist, und wenn er lebte, so ließe sich voraussetzen, daß er früher oder später wiederkommen würde.“

„Es ist nicht allemal leicht, einen Todesfall nachzuweisen,“ antwortete der Agent.

„Nun gut, dann sehe ich in Ermangelung eines solchen Beweises nicht ein, was wir weiter thun können, als die Ansprüche dieses Mannes einzuräumen,

dessen Person allerdings ein sehr auffallendes Zeugniß zu seinen Gunsten liefert."

„Ich wundere mich wirklich," entgegnete der Agent, „daß Sie so geneigt sind, eine schöne Besitzung hinzugeben und sich von einem Schurken hinter's Licht führen zu lassen."

„Sie haben gut Reden, Francoeur," entgegnete Eugen, „aber was kann ich thun? Ich bin eben so wenig geneigt, auf eine Besitzung zu verzichten als andere Leute — ich mache auf eine solche Uneigennützigkeit durchaus keinen Anspruch. Liefern Sie mir einen hinreichenden Beweis, daß der Graf von Chateauroux todt ist, und Sie sollen das Maaß meiner Selbstverleugnung bald kennen lernen."

„Ja, ja," dachte Francoeur, indem er fortging, „aber wie soll ich dies thun, ohne mich selbst in den Verdacht eines Verbrechens zu bringen?" Es war auch allerdings durchaus nichts Leichtes.

Man darf nicht glauben, daß während dieser ganzen Jahre Francoeur's Gemüth, während dieses Geheimniß darauf lastete, sehr ruhig gewesen sei — davon war keine Rede. Eine beträchtliche Zeit lang hatte die Furcht vor Entdeckung ihn Tag und Nacht verfolgt. In den letzten Jahren hatte diese Furcht sich etwas gelegt, das Gewissen aber war deßwegen nicht stumm, und wenn er in Bezug auf seine

Veruntraunngen der Entdeckung entgangen war, so hatte er doch diese Straflosigkeit sehr theuer erkauft. Ueberdies ließen ihn die seltsamen Ereignisse, welche aus der Gefahr der Gräfin hervorgegangen waren, durchaus nicht zur Ruhe kommen, und selbst jetzt, nach Verlaufe so langer Zeit, war er nicht frei von Verfolgung. Er glich einem Menschen, der von dem Gespenste eines von ihm Ermordeten verfolgt wird. Vor dreißig Jahren hatte er den Grafen von Chateauroux in den Brunnen fallen sehen — er war todt — und dennoch war er wieder da, und er wußte nicht, wie er das Gespenst bannen sollte.

Die Nothwendigkeit jedoch, dies zu thun, ward dopelt dringlich, als eines Morgens der alte Herr ihn auffordern ließ, an einem gewissen Tage auf dem Schlosse zu erscheinen, um von seiner Verwaltung, seit der Zeit, wo er — das heißt der Graf — die Heimath verlassen, genaue Rechnung abzulegen.

Da die Gräfin von Chateauroux ihr Vertrauen zu ihm niemals verloren, so hatte sie weder seine Bücher zu inspiciren, noch seine Angaben näher zu erörtern gepflegt. Jahrelang vor ihrem Tode hatte er Alles geführt, wie er wollte, und obschon er jetzt keinen Vorwand hatte, sich dieser Forderung zu weigern, so wußte er doch auch, daß er sich ihr nicht

fügen konnte, ohne Gefahr zu laufen, auf verderbliche Weise bloßgestellt zu werden.

Was war zu thun? Jetzt sollte er Alles auf's Spiel setzen. Wenn er seine Bücher aufschlug, so war er verloren, und es ließ sich nicht sagen, welcher weitere Verdacht durch die Entdeckung seiner Unredlichkeit herbeigeführt werden konnte. Wenn aber, ohne diese zu verrathen, der Tod des Grafen bewiesen werden konnte, so ward der Prätendent sofort aus dem Sattel gehoben und genöthigt, sich mit Schimpf und Schande zu entfernen, während Francoeur zugleich hoffte, daß die für Herrn De la Rive daraus hervorgehenden Vortheile ihn abgeneigt machen würden, allzugenaue Nachforschungen in Bezug auf eine Angelegenheit vorzunehmen, seit welcher schon so lange Zeit verflossen war. Uebrigens war Eugen sein intimster Freund, und er vertraute auf seine Abgeneigtheit, ihn in Schaden zu bringen, oder ihn auch nur in einem schlimmen Verdachte zu haben.

Nachdem er zu diesem Entschlusse gekommen war, bestimmte er, ohne weiter zu zögern, einen Tag zur Vorlage seiner Rechnungen, indem er sich vollkommen bereit erklärte, dies zu thun, zugleich aber gegen die Autorität protestirte, welche diese Rechnungsablage verlangte. Gleichzeitig bat er sowohl Eugen als den Grafen um die Erlaubniß, einige

Aenderungen auf seinem alten Gute in Beaulieu vornehmen zu dürfen, wo er, beiläufig gesagt, jetzt nicht mehr wohnte, weil er sich auf einem andern Theile seines Besitzthums, welches jetzt sehr bedeutend war, ein schönes neues Haus gebaut hatte. Sobald sein Wunsch gewährt war, trug er Sorge, daß die Arbeit ohne Verzug in Angriff genommen würde.

Es waltete jedoch hierbei ein Uebelstand ob, und zwar der, daß der Brunnen, der neue Brunnen, wie man ihn zum Unterschiede von dem alten nannte, in welchen der Graf gefallen war, aufgefüllt und überbaut werden mußte. Der Architect machte darauf aufmerksam, und es ward eine Berathung in Bezug auf den besten Platz zum Oeffnen eines andern gehalten. Dieser Berathung wohnte Eugen bei, denn der Agent betrachtete ihn bei dieser wie bei allen andern derartigen Gelegenheiten, geflissentlich als den wirklichen Besitzer der Herrschaft. Dies bewog ihn natürlich, zu fragen, weßhalb der alte Brunnen zugefüllt worden sei, und Francoeur antwortete, einer der Gründe, aus welchen dies geschehen, sei gewesen, daß das Wasser eine so widerliche Beschaffenheit bekommen habe, daß man es nicht habe gebrauchen können.

„Das muß aber von einer zufälligen Ursache

hergerührt haben," bemerkte De la Rive. „Das Wasser dieses Brunnens war allerdings nicht sehr reichlich, aber stets vortrefflich. Haben Sie denn nicht Jemanden hinuntersteigen lassen, um deßwegen Nachforschung zu halten?"

„Das weiß ich selbst nicht mehr — es ist schon so lange her," entgegnete der Agent. „Ich glaube aber wirklich, der alte Gilles, welcher damals noch lebte, stieg selbst hinunter und sagte, er könne keine Ursache weiter entdecken, als daß sehr wenig Wasser vorhanden sei, — ich entsinne mich, daß es eine außerordentlich trockene Jahreszeit war. Ueberhaupt aber gab ich mir in dieser Beziehung keine große Mühe, weil ich damals mit der Idee umging, diesen Theil des Grundstückes mit zum Garten zu schlagen, und wegen meiner damals noch kleinen Kinder wollte ich nicht gern einen Brunnen zu nahe beim Hause haben."

„Jetzt aber hätte dies Nichts zu sagen," entgegnete De la Rive, „und es wäre weit weniger kostspielig, als einen neuen Brunnen zu graben — mit einigen Reparaturen wäre vermuthlich die Sache abgethan. Ich empfehle Ihnen daher, Jemanden hinuntersteigen und den Brunnen untersuchen zu lassen."

Francoeur machte noch einige Einwendungen,

trat aber endlich Eugen's Meinung bei. „Wir wollen nach Arles schicken und Lemoine holen lassen," sagte er. „Der versteht sich auf dergleichen Dinge besser als sonst Jemand, und vielleicht treffen Sie hier mit ihm zusammen und hören was er sagt."

Herr De la Rive schien seine eigene Anwesenheit nicht für nothwendig zu halten; da aber der Agent sie wünschte, so versprach er hinüberzureiten. Es war dies eine angstvolle Krisis für Francoeur, aber er hielt sie sehr gut aus, zeigte eine völlig unbefangene Miene, besuchte seine Bekannten, sprach in heiterm Tone von den Verbesserungen, die er auf seinem Pachtgute vornehmen wolle, und machte allerhand Scherze über den Prätendenten und dessen Ansprüche.

An dem Tage vor dem, an welchem Lemoine in den Brunnen hinabsteigen sollte, lud er sogar Gesellschaft zu Tische, ging mit seinen Gästen in dem Garten und den Zubehörungen herum — zeigte ihnen den neuen und den alten Brunnen und besprach sich mit ihnen über die Räthlichkeit, den letztern wieder öffnen und einen dritten graben zu lassen.

Alles Dies erregte damals keine Aufmerksamkeit — es schien das natürlichste Ding von der Welt zu sein, aber wohl dachten De la Rive und der Graf

daran, als sie ihre Erinnerungen mit einander verglichen und den Charakter des Agenten besprachen.

Der verhängnißvolle Morgen brach an. Francoeur hatte, wie man sich leicht denken kann, die ganze Nacht kein Auge zugethan — aber er benetzte sein Gesicht mit kaltem Wasser und bemühte sich, so frisch und heiter auszusehen als möglich. Ja, man war sogar später der Ansicht, daß er in dieser letztern Beziehung seine Rolle zu gut gespielt habe, und Lemoine, der ihn seit mehreren Jahren nur als einen zurückhaltenden, schweigsamen Mann gekannt, ward durch diese Abweichung von seinem gewöhnlichen Verhalten ganz besonders betroffen.

Als Eugen an dem Thore vorritt, war es dem Agenten durchaus nicht unlieb, ihn von dem Herrn des Schlosses begleitet zu sehen, der aus einem oder dem andern Grunde niemals irgendwelche Entrüstung über Francoeur's beleidigende Ungläubigkeit verrathen oder es ihm übel genommen hatte, daß er sich weigerte, ihn anzuerkennen. Er hatte sich damit begnügt, ruhig seine Rechte zu behaupten und Besitz von der Herrschaft zu nehmen — Rechte, die ihm Niemand streitig machen durfte, so lange der nächste Erbe keinen Einwand dagegen erhob. Jetzt kam er als Herr des Grundes und Bodens, um von den beantragten Veränderungen Kenntniß zu nehmen.

Während Lemoine einige Vorsichtsmaßregeln traf, um den Einwirkungen der verdorbenen Luft und dergleichen vorzubeugen, gingen die Herren mit einander auf dem Grundstücke umher, welches dem Grafen oder Pseudografen Zoll für Zoll ganz genau bekannt zu sein schien. Seine Vertrautheit damit hätte, außer Francoeur, jeden Andern täuschen müssen, und Eugen betrachtete ihn augenscheinlich als den rechtmäßigen Inhaber des Besitzthums.

Endlich schlug der Agent vor, zurückzukehren und zu sehen, was Lemoine mache. Als sie an dem Brunnen anlangten, war er eben mit Lichtern hinabgestiegen und Francoeur beugte sich über den Rand und rief laut hinunter, ob Wasser darin sei.

„Kein Tropfen — er ist so trocken wie meine Hand," rief Lemoine.

„Ohne Zweifel ist es vertrocknet, als Sie einen zweiten Brunnen in so dichter Nähe öffnen ließen," sagte Eugen; „der neue hat das ganze Wasser an sich gezogen."

„Lassen Sie einen Korb herunter," rief Lemoine plötzlich.

„Er hat einen Schatz gefunden, hoffe ich!" sagte Francoeur, aber während er dies sagte, verließ ihn seine Selbstbeherrschung — seine Wange ward bleich — und seine Lippen zitterten. Um jedoch seine Ver=

wirrung zu verbergen, beschäftigte er sich mit dem Hinablassen des Korbes.

Lemoine's Verlangen hatte Neugier erweckt und alle Anwesenden drängten sich um den Rand des Brunnens, um zu sehen, was herauskommen würde. Nachdem das Signal gegeben worden, ward der Korb heraufgezogen. Er schien mit einem Haufen Unrathe gefüllt zu sein. Einer der Arbeiter fuhr mit der Hand hinein und zog Etwas heraus.

„Was ist das?“ sagte De la Rive.

„Ich glaube, es ist ein Knochen,“ sagte der Mann. Es war auch ein Knochen, aber ganz schwarz und sehr verwes't.

„Es ist ein Hund oder ein Schaf oder sonst Etwas in den Brunnen gefallen. Wahrscheinlich war es Dies, was das Wasser verdarb,“ bemerkte Herr De la Rive.

Während dieses Gespräch geführt ward, lehnte sich Francoeur über die Oeffnung und beaufsichtigte das Heraufziehen des Brunnenmeisters — aber auf seinem Gesichte ruhte ein Auge, welche jedes seiner Mienen und jeden Wechsel der Farbe mit forschender Neugier belauerte.

„Was ist denn das, was Sie da heraufgeschickt haben?“ fragte Eugen, als Lemoine den Fuß auf den festen Boden setzte.

„Ich weiß es noch nicht genau," entgegnete der Brunnenmeister, indem er auf den Korb zuschritt.

„Ist irgendwo eine Oeffnung entstanden, oder das Mauerwerk eingestürzt?" fragte Francoeur, indem er that, als ob er sich für den Inhalt des Korbes nicht interessirte.

„Nein, ich habe keine bemerkt," entgegnete Lemoine. „Hier und da sind einige Ziegelsteine herausgefallen, das ist Alles. Ist nicht einmal Jemand in dieser Gegend vermißt worden?" sagte er, indem er den Korb umstürzte, „denn wenn ich mich nicht sehr irre, so hat Jemand in diesen Brunnen den Tod gefunden. Hier sind Ueberreste von Kleidern und dies sind, wie ich vermuthe, Menschenknochen."

„Hier ist auch eine Uhr," sagte einer der Männer, indem er Etwas aufhob, was erst ein Klümpchen Lehm zu sein schien, bis die äußere Schmutzhülle entfernt war.

„Die kann hineingefallen sein," sagte Eugen.

„Wühlt weiter nicht hier herum," sagte der Herr des Schlosses, indem er der Discussion in befehlendem Tone ein Ende machte. „Legt Alles wieder in den Korb, holt einen Karren und ich werde es mit nach Hause nehmen."

Als Francoeur dieses kühne Unternehmen begann, dieses Auskunftsmittel, wobei er Alles auf's

Spiel setzte, — hatte er seine Verstellungsgabe überschätzt, und jetzt, als die Krisis eintrat, ward sie ihm gänzlich untreu. In der That war es auch eine zu schwere Prüfung für die Nerven irgend eines Menschen, und was seine Verwirrung noch außerordentlich vermehrte, war das Benehmen des Grafen von dem Augenblicke an, wo der Korb heraufgezogen ward. Es lag Etwas in diesem neugierigen, forschenden, allen seinen Blicken und Geberden folgenden Auge, was seine ganze Selbstbeherrschung vernichtete und seine ganze Taktik verwirrte. Dieses Auge schien in seiner Seele zu lesen und sein eigenes bebte vor diesem durchbohrenden Blicke eingeschüchtert und schuldbewußt zurück.

„Kommen Sie, De la Rive, wir wollen fort," sagte der Graf. „Sie, Lemoine," fuhr er fort, „werden den Korb in Ihre Obhut nehmen und uns begleiten."

Eugen stimmte schweigend bei, während Francoeur, der sich mit gewaltiger Anstrengung zu fassen suchte, sie ersuchte, erst in das Haus einzutreten und einige Erfrischungen zu sich zu nehmen. Sie lehnten dies jedoch ab und er ging neben ihnen her bis an's Thor, wo ihre Pferde und der Karren sie erwarteten.

„Wir wollen langsam reiten und Sie werden mit dem Korbe in unserer Nähe bleiben," sagte der

Graf leise zu Lemoine, „ich darf ihn nicht aus den Augen verlieren."

Während die beiden Herren fortritten, grüßten sie den Agenten, welcher mit entblößtem Haupte dastand, schweigend durch Berührung ihrer Hüte.

„Ich komme zurück," sagte Lemoine, der von Allem, was vorging, Nichts verstand, „sobald ich den Korb auf dem Schlosse abgegeben habe, und werde Ihnen dann sagen, was ich in Bezug auf das Wasser rathe."

„Ich bin verloren," sagte der Agent, als er sich von dem Thore abwendete. „O welch' ein Narr war ich, es zu versuchen! Ich habe das Dach über meinem eigenen Haupte eingerissen und muß nun unter den Trümmern umkommen!"

„Sagte ich es Ihnen nicht?" sagte der Graf zu Eugen; „ich war überzeugt, daß er sich früher oder später verrathen würde."

Achtes Kapitel.

„Und nun," sagte Herr De la Rive zu dem Grafen, als sie an dem Abende des Tages, welcher Francoeur's Geheimniß verrieth, ihren Wein schlürften, „nun halten Sie Ihr Versprechen, mir Ihre Geschichte zu erzählen. Ich kann mir gar nicht denken, wie Sie darauf kamen, Etwas zu vermuthen, wovon sich Niemand anders Etwas träumen ließ."

„Recht gern," sagte der Graf, „doch muß ich mit einer Skizze meiner eigenen Geschichte beginnen.

„Das Früheste, dessen ich mich entsinnen kann, war, daß ich mit meiner Mutter, damals einer sehr schönen jungen Frau, auf einem freien Platze einer großen Kirche gegenüber wohnte und daß wir zuweilen von einem Herrn besucht wurden, den ich Vater nannte. Er war Soldat, und die Leute, welche mit Aufträgen von ihm zu uns kamen, pflegten

ihn den Herrn Commandanten zu nennen. Ich glaube, er war Commandant der Garnison. Doch sei dem, wie ihm wolle — er war unverkennbar ein hochgestellter Mann. Er schien mich sehr zu lieben und sagte mir immer, ich sollte Soldat und Offizier werden, und schon in meiner Kindheit begann ich nach den schönen Kleidern und Pferden zu seufzen, die ich im Besitze meines Vaters sah. Ich kann mir diese Umstände und Empfindungen ganz vollkommen in die Erinnerung zurückrufen, obschon ich kaum vier oder fünf Jahre alt war, als ich hörte, daß mein Vater einen nahen Verwandten durch den Tod verloren habe und im Begriff stehe, uns zu verlassen, und daß ich und meine Mutter ihm binnen Kurzem nachfolgen sollten. Er reis'te ab und meine Mutter beschäftigte sich mit Anfertigung und Instandsetzung einer Menge Kleider, von welchen einige schwarz waren. Ich entsinne mich, daß ich mich sehr freute, als ich selbst in Trauer gekleidet ward.

„Nach einer Zwischenzeit von, ich glaube, einigen Wochen ward ich von einem Diener auf ein Pferd gesetzt, und in Begleitung meiner Mutter und eines Mädchens, Namens Lucille, die meine Wärterin war, machten wir uns auf die Reise. Meine Erinnerungen an diese Reise sind sehr unklar, doch glaube ich, daß wir schon seit mehreren Tagen unterwegs waren,

als ich eines Nachts durch großen Lärm und den Schein zahlreicher Fackeln aus dem Schlafe geweckt ward. Als ich die Augen aufschlug, gewahrte ich zwei oder drei Männer mit blanken Säbeln im Zimmer, während meine Mutter, in deren Bett ich schlief, bittend die Hände emporhebend, auf der Diele kniete, als ob sie die Mörder um Schonung bäte.

„Bei diesem Anblicke machte ich meinem Schrecken durch einen so lauten Schrei, als meine kleinen Lungen ausstoßen konnten, Luft, wodurch ich, glaube ich, den Mördern erst meine Gegenwart verrieth, denn ich besinne mich, daß Einer davon sofort an das Bett gestürzt kam, mich in seinen Armen in die Höhe hob und im Begriff stand, mir den Säbel in die Seite zu stoßen, als meine Mutter, ihre eigene Gefahr vergessend, herbei eilte, mich den Männern aus den Armen riß und mit mir zu der offenen Thür hinauseilte, ehe man ihr noch Einhalt thun konnte.

„Von dem, was nun folgte, habe ich nur eine sehr dunkle Erinnerung. Ich entsinne mich, daß die ganze Stadt in heftiger Aufregung war, daß ich Soldaten und blanke Säbel in allen Richtungen sah, und die Menschen flohen, wie um dem Tode zu entеilen. Es war ein Schreien und Kreischen, welches ich niemals wieder vergessen habe.

„In dieser Verwirrung ward ich, ich weiß selbst

nicht wie, von meiner Mutter getrennt. Ich glaube, ein Mann riß mich aus ihren Armen und stand im Begriff, mich umzubringen, als ein anderer ihm Einhalt that. Auf alle Fälle bekam ich einen Säbelhieb über die Schulter, von dem jetzt noch die Spur zu sehen ist.

„Von jener Stunde an sah ich meine Mutter niemals wieder und glaubte viele Jahre lang, sie sei bei jenem Gemetzel umgekommen. Später habe ich durch eine Vergleichung der Data ermittelt, daß jener furchtbare Auftritt in der verhängnißvollen Bartholomäusnacht Statt fand, und ich weiß nicht, wie meine Mutter entkam.

„Was mich selbst betrifft, so mischen sich eine Menge Ereignisse in solcher Verwirrung in meiner Erinnerung, daß ich sehr wenig Begriff von irgend Etwas habe, bis ich mich einem Trupp Soldaten folgen sah und eine Trommel auf dem Rücken trug, die man mich schulgerecht schlagen lehrte.

„Auf diese Weise zog ich einige Jahre im Lande umher, bis endlich aus einem oder dem andern Grunde meine Dienste nicht mehr nöthig waren. Man dankte mich ab und ein gutmüthiger Sergeant verschaffte mir ein Unterkommen als Laufjunge bei einem Verwandten von ihm, der in der Faubourg Saint Honoré einen Friseurladen hatte. Mein Herr

lehrte mich sein Handwerk, und im Laufe der Zeit ward ich so geschickt, daß ich mich selbst etabliren konnte und nach und nach der bei der feinen Welt beliebteste Künstler meines Faches in der ganzen Stadt ward. Ich versichere Ihnen," sagte der alte Herr ruhig lächelnd und auf seine Tabaksdose pochend, „ich habe die Perrücken einiger der größten Männer unserer Zeit gefertigt.

„Also ich lebte ziemlich zufrieden und hatte mein sehr gutes Auskommen, als ich eines Tages abgerufen ward, um einen Herrn in dem Hotel zum „Goldnen Kreuz" zu bedienen. Obschon ich meine Werkzeuge in der Tasche führte, so sah ich doch stets darauf, mich immer sehr gut gekleidet auf der Straße zu zeigen, und der Diener des Hauses, der mich, glaube ich, nicht kannte, hielt mich für einen Edelmann, so daß ich, anstatt in das Schlafzimmer, in den Salon gewiesen und meinem Clienten gemeldet ward, daß ein Besucher ihn zu sprechen wünsche.

„Dieser Client war Ihr Bruder Adolph De la Rive. Sie können sich mein Erstaunen denken, als er, in das Zimmer eintretend, erst einen Augenblick lang wie vor Erstaunen angewurzelt dastand, dann auf mich zustürzte, sich in meine Arme warf, in Freudenthränen ausbrach und einen Strom von Glückwünschungen und Vorwürfen von sich gab, die

mich verwirrten und verblüfften. Der Ausdruck seiner Empfindungen war so lebhaft, daß ich einige Augenblicke lang nicht zu Worte kommen konnte; sobald aber seine Aufregung sich etwas gelegt hatte und er mich auszufragen begann, entdeckte ich, daß er mich für einen Verwandten hielt, den er schon lange begierig suchte und an dessen Auffindung er bereits verzweifelt. Aber selbst dann und obschon ich ihm versicherte, daß er sich irre, konnte ich ihn nur mit vieler Mühe davon überzeugen, besonders da ich nicht leugnen konnte, daß ich Philibert hieß. Eine so außerordentliche Aehnlichkeit war ihm, wie er erklärte, noch nie vorgekommen, ausgenommen bei Zwillingen, während das Zusammentreffen des Namens den Umstand noch unerklärlicher machte. Als ich ihn jedoch überzeugt hatte, daß das, was ich behauptete, gegründet, und daß ich, anstatt der Graf von Chateauroux, blos ein Haarkräusler war, so ließ er, nachdem er sich nach meinem Rufe und meinen Umständen erkundigt, mich wieder rufen und sagte mir, es stehe in meiner Macht, ihm einen großen Dienst zu leisten und einer sehr würdigen Dame das Leben zu retten, wenn ich auf eine kurze Zeit mich dazu verstehen wolle, den Mann vorzustellen, für welchen er mich anfänglich gehalten.

„Anfangs weigerte ich mich entschieden. Nicht

als ob es mir an Ehrgeiz oder an Lust gefehlt hätte, den vornehmen Herrn zu spielen; im Gegentheile wäre es mir sehr angenehm gewesen, in der That der Graf von Chateauroux oder irgend ein anderer Graf zu sein; aber ich hatte ein Gewissen und bebte vor dem Gedanken an einen Betrug zurück, und überdies war ich auch keineswegs blind gegen die Gefahr, die mir drohte, wenn man mich entlarvte — eine Katastrophe, die ich für unvermeidlich hielt. —

„Was die Gefahr betraf, so versprach Ihr Bruder, mich vor jeder Benachtheiligung zu schützen und mich nach einer gewissen Zeit ohne Schaden an Leib, Leben oder Ruf zu entlassen. Was meine Gewissensscrupel betraf, so gab er sich viel Mühe, mich zu überzeugen, daß ich, während ich ihm und seiner Familie einen bedeutenden Dienst leistete, dadurch Niemandem schaden würde. Ueberdies versprach er mir, daß ich, wenn ich seinen Bitten Gehör schenkte, nicht blos eine sehr schöne Belohnung erhalten sollte, sondern daß er auch während meines ganzen ferneren Lebens für mich sorgen würde, was, wie er bemerkte, nicht mehr als gerecht sei, da eine so lange Abwesenheit von Paris nur mit größtem Nachtheil für mein Geschäft und meine Kundschaft verbunden sein könne.

„Endlich willigte ich ein, und da keine Zeit zu verlieren war, so machten wir uns auf den Weg nach dem Süden, nachdem vorher sowohl von seiner als von meiner Seite bedungen worden, daß Niemand außer seiner Schwester in das Geheimniß eingeweiht werden sollte. Für die ganze übrige Welt, selbst seine eigene Familie, sollte ich der wirkliche, ächte Graf von Chateauroux sein; „wenn wir nicht streng an dieser Vorsichtsmaßregel festhalten," sagte er, „so können wir mit Sicherheit erwarten, daß die Wahrheit in einer oder der andern Richtung zu Tage treten wird."

„Was mich betraf, so schloß ich meinen Laden und sagte, ich wolle auf einige Zeit verreisen. Da ich keine Verwandten hatte, so hatte auch Niemand ein Interesse daran, nachzufragen, was aus mir geworden sei.

„Unterwegs ertheilte mir Ihr Bruder, während er mir so begegnete, als ob ich wirklich die Person wäre, deren Rolle ich spielen sollte, die Winke und Belehrungen, welche er für nothwendig hielt, um mich in den Stand zu setzen, den angenommenen Charakter gut durchzuführen, und erklärte stets, er habe in mir einen sehr fähigen Schüler gefunden und ich rechtfertigte vollkommen die Benennung

„der vornehme Friseur", unter welchem Namen ich in Paris bekannt war.

Alles ging gut von statten, bis wir uns dem Ende unserer Reise näherten, wo mir plötzlich der Muth entfiel. Ich sagte Herrn De la Rive, ich sei überzeugt, daß man mich entdecken und entlarven würde. Er werde dann die Schande und Schmach des Betrugs theilen und nicht blos nicht im Stande sein, mich, sondern auch sich zu schützen. Deßhalb bat ich ihn, mich wieder umkehren und mein altes Handwerk in der Faubourg Saint Honoré übernehmen zu lassen.

„Aber davon wollte er durchaus Nichts hören, obschon es ihm viel Ueberredung und sogar Bitten kostete, meine Befürchtung zu beschwichtigen und mich wieder für seine Absicht zu gewinnen. Da ich die Ueberzeugung aussprach, daß die Verwirrung meines Gesichts mich verrathen würde, so ward zwischen uns verabredet, daß ich mir an dem Morgen, wo wir in Arles ankommen sollten, reichlich zur Ader lassen sollte, eine Operation, die ich in meiner Eigenschaft als Haarkräusler und Barbier eben so gut im Stande war, an mir zu vollziehen, als ich sie an Andern vollzogen. Dies sollte mir ein kränkliches Ansehen geben; ich hatte dann einen Vorwand, mich

dicht zu vermummen und dadurch jede Entdeckung schwieriger zu machen.

„Was nun folgte, wissen Sie — der Freudenruf des Volkes, die Glückwünsche des Gouverneurs und anderer Respectspersonen, und den Empfang, den ich bei Ihrer Schwester fand. Herr De la Rive hatte nicht gewagt, ihr die Wahrheit zu schreiben, und bei meiner ersten Vorstellung ward sie vollständig getäuscht. Erst als wir im Wagen saßen und uns auf dem Wege nach dem Schlosse befanden, wagte er, sie von dem wirklichen Stande der Dinge in Kenntniß zu setzen.

„Nun ward ich als der Graf von Chateauroux installirt und glaube, daß ich meine Rolle ganz leidlich spielte. Ihre Schwester und ich lebten sehr friedlich zusammen, obschon wir uns selten anders als bei Tische trafen, oder wenn wir zuweilen durch die Stadt fuhren, um uns zu zeigen oder um Besuche zu erwidern oder zu empfangen. Wir verkehrten mit nur wenig Leuten, weil wir wohl wußten, daß unsere Sicherheit in hohem Grade von einem möglichst eingezogenen Leben abhinge.

„Trotz meines guten Spiels zweifelten doch, wie ich wohl merkte, viele Personen an meiner Identität, ganz besonders die Diener, die unter solchen Umständen natürlich sehr schwer zu täuschen

sein mußten, und ich war daher nicht im Geringsten überrascht, als Francoeur, der mir öffentlich entschieden das Wort redete, sobald wir allein waren, offen zu verstehen gab, daß er den Betrug durchschaue. Anfangs glaubte ich, er werde dazu nur durch seinen Wunsch bestimmt, der Gräfin einen Dienst zu leisten, allmählig aber stiegen in Bezug auf die Lauterkeit seiner Beweggründe einige Zweifel in mir auf. Die zweideutige Stellung, in der ich erschien, machte ihn unvorsichtig, und da er mich für einen Abenteurer hielt, so war ihm an meiner Achtung weiter Nichts gelegen. Um meine Rolle durchzuführen, war es nothwendig, daß ich zuweilen Papiere unterzeichnete und Geschäfte mit ihm verhandelte, und so unerfahren ich auch war, so glaubte ich doch zu bemerken, daß er nicht der uneigennützige, ehrliche Agent war, als welchen Frau von Chateauroux mir ihn geschildert. Ich wagte sogar, ihr einige Winke über meine Meinung zu geben, natürlich aber ließ sich kaum erwarten, daß sie den Vorstellungen eines Mannes in einer so zweideutigen Lage, als ich war, gegen einen Mann, dem sie seit Jahren ihr Vertrauen geschenkt, Gehör geben würde.

„Da ich demzufolge sah, daß ich mir schadete und ihr Nichts nützte, so enthielt ich mich weiterer Bemerkungen in dieser Beziehung. Meine eigene

Meinung jedoch ward durch fortgesetzte Beobachtungen eher bestärkt als wankend gemacht.

„Ich argwohnte, daß er in gewissem Grade ein Werkzeug aus mir mache, und ward oft von der Gewißheit betroffen, mit der er sich über den Tod des Grafen aussprach. Er sprach von ihm stets, als sei er wirklich todt. Er ließ nie ein Wenn hören — wenigstens nicht, wenn er mit mir allein und nicht auf seiner Hut war. In Gegenwart Anderer war er vorsichtiger und selbst gegen mich schlug er, als ich mich einmal plötzlich gegen ihn wendete und fragte, wie er so fest von einer Thatsache überzeugt sein könne, die in ein so tiefes Geheimniß begraben zu sein schiene, einen andern Ton an und sprach von der Sache am liebsten gar nicht, oder in sehr unbestimmten Ausdrücken.

„Gewisse seltsame Vermuthungen durchzuckten schon damals dann und wann mein Gemüth, aber sie waren zu vag, als daß ich das Recht gehabt hätte, sie Jemandem mitzutheilen. Ueberdies war ich nicht in der Lage, als Ankläger auftreten zu können, und ich fühlte, daß ich durch Einmischung wahrscheinlich nur mich selbst und vielleicht auch die Gräfin und ihren Bruder in Unheil bringen würde, ohne irgend Jemandem Etwas zu nützen.

„Ehe ich jedoch das Schloß auf immer verließ,

erlaubte ich mir, einige Zeilen an Ihren Bruder zu richten und Francoeur seiner Ueberwachung zu empfehlen. Welchen Eindruck diese Mahnung auf ihn machte, weiß ich nicht, da er auf diesen Theil meines Briefes keine Antwort gab.

„Ich kann kaum sagen, ob ich mit Freude oder mit einer gegentheiligen Empfindung nach Verlauf von achtzehn Monaten erfuhr, daß, da der Zweck der gespielten Komödie erreicht sei, es mir nun freistehe, mich zu entfernen, sobald es mir beliebe. Man schickte mich nicht fort, bemerken Sie wohl. Man sagte mir blos, ich sei frei; es sei in Paris eine gewisse Summe Geldes für mich deponirt und mir ein Unterkommen in einem Handelshause vermittelt worden, welches mich in den Stand setzen würde, mich zur Wohlhabenheit und einer angenehmen Stellung in der Gesellschaft emporzuarbeiten, wenn ich mich klug benähme — ein Punkt, in Bezug auf welchen Ihr Bruder und Ihre Schwester so gefällig waren, zu bemerken, daß sie darüber keinen Zweifel hegten.

„Ich gestehe, das Leben, welches ich führte, war in gewissen Beziehungen zu angenehm, als daß ich ihm ohne Bedauern hätte entsagen können. Andererseits aber war es auch zu ruhig und passiv, um einem jungen Manne vollkommen zu genügen, und

überdies hatte ich mich niemals mit dem Gedanken an den Betrug, den ich übte, aussöhnen können. Deßhalb entsagte ich nicht ganz ungern meiner Eigenschaft als Graf, und reis'te, nachdem ich von der Gräfin insgeheim Abschied genommen, mitten in der Nacht ab, weil dies die mit meiner übernommenen Rolle übereinstimmendste Weise war, und ohne den Dienern eine Andeutung über meine Absicht zu geben, während ich die wärmsten Versicherungen des Wohlwollens von Seiten Ihres Bruders und Ihrer Schwester mitnahm.

„Die Versprechungen, die sie mir gemacht, wurden vollständig erfüllt. Ich war dem Herrn Colard als ein weitläufiger Verwandter Ihrer Familie empfohlen worden und fand — was ich nicht zu hoffen gewagt — daß man mir einen Antheil an der Firma gekauft, so daß es meine eigene Schuld gewesen wäre, wenn ich mich nicht emporgearbeitet hätte.

„Dieses Verraths an mir selbst und einer solchen Undankbarkeit gegen meine Wohlthäter machte ich mich aber nicht schuldig. Ich stieg schnell, verheirathete mich gut und bin, um meine Geschichte kurz zu machen, jetzt ein reicher Mann."

„Aber," sagte Eugen, „in Bezug auf die Beweggründe zu Ihrem letzten plötzlichen Erscheinen hier

und die Quelle Ihres vermehrten Argwohns gegen den Agenten bin ich immer noch im Dunkeln.“

„Das ist der Theil meiner Geschichte, zu welchem ich nun komme,“ entgegnete der alte Herr. „Vor ungefähr sechs Jahren führten mich Geschäfte in die Normandie, und als ich mich in der Nachbarschaft befand, fiel es mir ein, der alterthümlichen Stadt Rouen, von welcher ich so viel gehört, einen Besuch abzustatten. Ich muß Ihnen sagen, daß, obschon ich mich der wenigen Umstände aus meinen Kinderjahren, die ich Ihnen erzählt habe, entsann, ich doch nicht die mindeste Kenntniß von dem Namen meines Geburtsorts oder des Theiles von Frankreich, in welchem er lag, hatte. Nicht sobald aber hatte ich meinen Fuß auf den Platz der Kathedrale von Rouen gesetzt, als mir die ganze Umgebung wie ein Traum der Vergangenheit erschien. Ich erkannte sogar die einzelnen Häuser wieder und wußte sofort das herauszufinden, in welchem ich mit meiner Mutter gewohnt. Ich bin nicht im Stande, mit Worten die Gefühle auszudrücken, welche diese Erkennung in mir erweckte; nachdem ich aber so viel entdeckt, können Sie sich leicht denken, daß ich noch mehr zu erfahren wünschte, und durch den Umstand, daß mein Vater der Commandant genannt worden war, wurden meine Nachfragen sehr erleichtert. Mein

eigenes Alter ergab mir das ungefähre Datum, und es ward mir nicht schwer, zu ermitteln, daß der Commandant der damals in Rouen stationirten Garnison der Graf von Chateauroux gewesen war."

Neuntes Kapitel.

Als Eugen De la Rive die unerwartete Mittheilung vernahm, mit der wir unser letztes Kapitel schlossen, gab er sehr natürlich einige Ueberraschung zu erkennen, und es schien in ihm ein leichter Argwohn aufzusteigen, daß diese Geschichte möglicher Weise eine List des Prätendenten sei, um sich durch Erbrecht in den Besitz der Herrschaft und des Titels zu setzen. Auf alle Fälle stand er im Begriffe, ihn daran zu erinnern, daß, nachdem der Tod des Gatten der Gräfin nun festgestellt sei, das Besitzthum nothwendig auf ihre Familie und nicht an die seine fiele, als der alte Herr, der wahrscheinlich seine Gedanken in seinen Zügen las, diese Mahnung unnöthig machte.

„Glauben Sie nicht," sagte er, „daß ich hereingekommen bin, um Anspruch auf irgend ein Besitzthum, das mein Bruder hinterlassen hat, oder auch

nur auf seinen Namen zu machen, obschon ich von unserer Verwandtschaft überzeugt bin. Durch genaue Nachforschungen in Bezug auf die Ehe des Grafen Joachim habe ich außer allen Zweifel gestellt, daß er in Rouen, während er Commandant der dortigen Garnison war, mit der Tochter eines Tuchhändlers vermählt, daß aber wegen des nicht ebenbürtigen Ranges der jungen Frau dieses Bündniß geheim gehalten ward bis zum Tode seines Vaters, worauf er die Normandie verließ, und daß sie kurz darauf ebenfalls Rouen Lebewohl sagte, um in Begleitung ihres kleinen Sohnes sich zu ihrem Gatten im Süden zu begeben.

„Ich hege nicht den leisesten Zweifel, daß ich dieses Kind und sonach der älteste Sohn dieses Hauses bin, aber ich habe durchaus nicht die Absicht, meinen Anspruch geltend zu machen. Als Privatmann bin ich reich, und mein Sohn, der jetzt Theilhaber des Geschäftes ist, aus welchem ich mich zurückgezogen, wird nach mir auch reich sein, während meine Töchter sehr glücklich an achtbare Geschäftsleute verheirathet sind. Die Entdeckung, daß ich ein Graf wäre, würde möglicher Weise ihre Ruhe stören, das angenehme Gleichgewicht, in welchem meine Familienangelegenheiten sich jetzt befinden, aufheben und mich sicherlich sofort in beengende Umstände versetzen.

Ein armer Edelmann zu sein, ist eine Stellung, nach welcher ich nicht im Mindesten trachte. Der Name, den ich stets getragen, ist Philibert Petit. Der erste war der Taufname, bei welchem meine Mutter mich stets rief; der zweite ward mir bei dem Regimente gegeben, weil ich noch ein Kind war, als die Soldaten mich fanden und mitnahmen. Als Philibert Petit habe ich gelebt und als Philibert Petit gedenke ich zu sterben.

„Jedoch, ich fahre nun in meiner Geschichte weiter fort. Nachdem ich auf diese Weise meine Geburt und meine nahe Verwandtschaft mit dem Manne, dessen Stelle ich vertreten und den ich jetzt wohl meinen Bruder nennen darf, ermittelt, empfand ich natürlich den Wunsch, zu erfahren, ob jemals eine Nachricht von seinem Schicksale nach Arles gekommen sei. Durch meine Geschäftscorrespondenten erfuhr ich jedoch sehr bald, daß nach meiner Abreise alle Nachforschungen aufgehört hatten; denn die eigenthümliche Art und Weise meines Verschwindens war allgemein als ein genügender Beweis meiner Identität mit dem früheren Herrn des Schlosses betrachtet worden.

„Was mich betraf, so konnte ich nach Verlauf so vieler Jahre keinen Zweifel an seinem Tode hegen, und gestehe, daß mein früherer Verdacht gegen

Francoeur nicht blos wieder auflebte, sondern mir oft auch große Unruhe machte. Ich konnte nicht umhin, mich zu fragen, in wie weit ich berechtigt sei, mich schweigend und unthätig zu verhalten, besonders seitdem ich in mir ein Mitglied der Familie erkannt. Andererseits aber war der Grund, auf welchem dieser Argwohn ruhete, ein so unhaltbarer und mußte der Welt im Allgemeinen so aus der Luft gegriffen erscheinen, daß ich nicht wagte, mich in dieser Angelegenheit zu rühren. Ich hatte nicht den leisesten Schatten von Beweis, und konnte auch keinen Weg ersinnen, um dazu zu gelangen. So verschob ich es von Jahr zu Jahr, Etwas in der Sache zu thun, und hatte mich so ziemlich mit meiner eigenen Unthätigkeit ausgesöhnt, als ein Umstand sich ereignete, der mich plötzlich aus meiner Gleichgültigkeit aufrüttelte.

„Ein Freund in der Umgegend von Fontainebleau hatte mich oft eingeladen, einige Tage bei ihm zuzubringen, und da einige Geschäfte mich in die dortige Gegend führten, so beschloß ich, die Einladung anzunehmen und in seinem Hause zu übernachten. Ich schrieb ihm daher, daß ich bei ihm soupiren würde, dafern ich vor einem gewissen Tage nichts Gegentheiliges von ihm hörte. Da ich keinen Brief erhielt, so schloß ich, daß ich erwartet würde, und

traf demgemäß meine Anordnungen. Die Entfernung war aber größer, als ich berechnet, und da es beinahe Mitternacht war, als ich an dem Thore vorfuhr, so gerieth ich in nicht geringe Verlegenheit, als ich von dem Manne, der die Thür öffnete, erfuhr, daß sein Herr schon seit einigen Wochen abwesend sei. Ich wußte nicht, was ich anfangen sollte, denn es war ein weiter Weg, um zu dieser späten Stunde wieder zurück nach einem Gasthause zu fahren, und überdies war ich sehr müde. Ich glaube, daß ich ein sehr verdrießliches Gesicht machte, denn der Mann sagte, nachdem er ein wenig nachgedacht, wenn ich aussteigen wolle, so wolle er mit der Haushälterin sprechen und sie fragen, was man für mich thun könne. Deßhalb stieg ich vom Pferde und ward in einen großen Salon gewiesen, in welchem Familienportraits hingen und wo mein Freund, der Thürhüter, mich mit einem einzigen Lichte zurückließ, welches den Raum nur düster erleuchtete.

„Ich hatte das Licht in die Hand genommen, um ein Bildniß meines abwesenden Freundes zu betrachten, als ich, weil ich die Thür sich öffnen hörte, mich herumdrehte und eine Frau von respektablem Aussehen eintreten sah, welche in dem Augenblicke, wo sie die Augen auf mich warf, einen lauten Schrei ausstieß und aus dem Zimmer stürzte. In der

Meinung, daß ihr Schrecken durch den Anblick eines Fremden an der Stelle veranlaßt worden sei, wo sie Niemanden zu sehen erwartet, eilte ich ihr nach, bat sie, sich zu beruhigen, und versicherte ihr, daß ich ein ganz harmloser Reisender sei. Es dauerte indeß einige Zeit, ehe ich ihre Furcht so weit überwinden konnte, daß sie im Stande war, mir dieselbe zu erklären. Sie sank, weinend und schluchzend wie ein Kind, auf einen Stuhl in der Hausflur, und jedes Mal, wo sie ihre Augen zu meinem Gesichte emporhob, brach ihre Gemüthsbewegung wieder von Neuem aus.

„„Er ist es!“ rief sie, „ja, er ist es! Ja, ja, er ist es! er ist es!“

„Eine Zeitlang war dies Alles, was ich aus ihr bringen konnte; endlich aber, als sie sich einigermaßen beruhigt hatte, erfuhr ich, was ich in der That schon zu vermuthen begonnen, nämlich, daß sie mich für meinen Bruder hielt, und ich enttäuschte sie auch nicht sofort. Sie that nun alles Mögliche, um mir alle Bequemlichkeit zu verschaffen, und ich entdeckte bald, daß sie Niemand Anderes war als Clarisse, die Zofe der Gräfin von Chateauroux, welche mit dem Kammerdiener Morel vor der Verhaftung der Gräfin verschwunden war. Morel war todt und sie war jetzt die Haushälterin meines Freundes.

„Sie können sich leicht denken, daß dies eine sehr interessante Entdeckung war, und ich blieb nicht bloß jene Nacht, sondern auch den ganzen folgenden Tag dort, um mit Clarissen zu sprechen, welche ich bereit fand, mir Alles zu sagen, was sie wußte, was freilich nicht viel war. So wenig es aber auch war, so hatte es doch, in Verbindung mit meinen eigenen früheren Beobachtungen und Vermuthungen, eine gewisse Bedeutung für mich.

„Was aus dem Grafen geworden war, wußte sie eben so wenig, als die Welt im Allgemeinen. Sowohl sie als Morel, mit welchem sie damals heimlich verheirathet gewesen, hatten den Wortwechsel und die Drohung der Gräfin gehört, als sie sich für die Nacht trennten. Clarisse, die in der Nähe schlief, hatte sie in der Nacht aus ihrem Bette aufstehen und nach dem Zimmer ihres Gatten gehen hören, und gestand, daß ihr erster Gedanke, als man am Morgen das Zimmer leer und das Bett mit Blut befleckt fand, war, daß sie ihn ermordet habe. Eben so räumte sie ein, daß sie, von der Aufregung dieses furchtbaren Verdachtes beseelt, eben so wie ihr Mann in sehr beleidigenden Ausdrücken von der Gräfin gesprochen, und daß überdies, obschon verschiedene Bemerkungen und Betrachtungen in der Folge einen Wechsel in ihren Meinungen herbeiführten, sie doch

nicht die Ehrlichkeit und den Muth gehabt hatten, die gegen ihre Gebieterin erhobene Beschuldigung zurückzunehmen, weil sie fürchteten, dann selbst in Verdacht zu gerathen. „Wir wußten, daß einige Leute Argwohn gegen die Diener hegten," bemerkte sie, „und Herr Francoeur erschreckte uns sehr durch verschiedene Dinge, die er über diesen Gegenstand zu uns sagte, und wir glaubten, die Gräfin habe bei ihrem bedeutenden Vermögen und vornehmen Familienverbindungen mehr Aussicht, Gerechtigkeit zu erlangen, als wir. Als wir aber hörten, daß die Diener des Gerichts kommen würden, geriethen wir so in Angst und fürchteten so sehr, aufgefordert zu werden, zu beweisen, was wir gesagt hatten, daß wir die Flucht ergriffen und niemals wieder in diese Gegend zurückkehrten."

„Die Andeutungen über das Schicksal meines Bruders, welche ich Clarissen abfragte, waren nur gering, aber doch nahm ich daraus genug ab, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß er in dem Schlosse selbst nicht ermordet worden; denn es war ganz unmöglich, daß die Gräfin oder irgend ein anderes Weib, selbst wenn sie ihn um's Leben gebracht, seine Leiche ohne Beihilfe hätte beiseite schaffen können. Es wäre dies für einen Mann nichts Leichtes gewesen. Nun aber ruhte auf Niemandem im Schlosse

der leiseste Verdacht, als auf der Gräfin und den beiden Leuten, welche entflohen waren, und von der Unschuld dieser war ich nun vollkommen überzeugt. Ueberdies schien es vollkommen klar zu sein, daß der Graf sich freiwillig entfernt. Ich ermittelte, daß die große Hausthür, die inwendig verschlossen worden, als die Diener sich zur Ruhe begaben, am Morgen bloß eingeklinkt gefunden ward, und daß die Klinke sowohl als das Treppengeländer mit Blut befleckt waren. Diese Flecken rührten, wie man vermuthete, von der Hand des Mörders her, doch hielt ich es für wahrscheinlicher, daß sie von der Hand meines Bruders herrührten, als ich erfuhr, daß auf dem Fußboden seines Zimmers Glasscherben gefunden worden waren. Obschon es ferner gegründet war, daß er seinen Mantel und sein Pferd zurückgelassen hatte, so konnte er doch, sobald er sich heimlich entfernen wollte, gar nichts Anderes thun, denn das Pferd war im Stalle eingeschlossen und Morel hatte selbst den Mantel weggenommen. Der übrige Theil seines Anzugs aber war mit ihm verschwunden, und ich konnte kaum daran zweifeln, daß dieser auf seinem eigenen Rücken fortgetragen worden.

„Je mehr ich Clarissen ausfragte, desto lebhafter ward nun mein Verdacht gegen Francoeur. Ich erfuhr von ihr, daß er am Morgen nach dem

Verschwinden meines Bruders, als er zum Frühstücke kam, sich in einem Zustande von so sichtbarer Aufregung und Verwirrung befunden hatte, daß, als Madelon, als sie die große Glocke läuten hörte, nach dem Hause hinauf kam, um zu hören, was vorgefallen sei, sie sagte, sie sei ganz erschrocken, weil sie gleich an Francoeur's Gesichte, als sie demselben das Thor geöffnet, gesehen habe, es müsse etwas Furchtbares geschehen sein. Jedermann hatte seine Leichenblässe und den seltsamen Ausdruck seines Gesichts bemerkt, und eben so wie seine Hand zitterte und seine Lippen bebten. Ueberdies hatte er, obschon er lange genug gewartet, keinen Bissen Frühstück genossen, und als er das Haus verließ, bemerkte der Lakai, daß er, anstatt nach der Hausthür zu gehen, sich nach der entgegengesetzten Richtung hin wendete, als ob er mit der Lokalität ganz unbekannt gewesen wäre. Diese Symptome von Aufregung und viele andere Sonderbarkeiten, die man später bemerkte, wurden seiner Besorgniß um den Grafen beigemessen; ich dagegen gab ihnen eine andere Deutung, besonders als ich von Clarissen erfuhr, daß er durch verschiedene und wiederholte Hindeutungen ihr und Morel die Furcht einzuflößen gesucht, daß auch ihnen Gefahr drohe, wenn die Behörden einschritten, und daß, mit Einem Worte, obschon er ihnen niemals direkt

gerathen, zu fliehen, doch er es war, welcher sie auf diesen Gedanken gebracht. Ich glaubte in seinem ganzen Thun und Wesen die rastlose Einmischung und den krummen Weg eines schuldbewußten Gemüthes zu erkennen, welcher wünschte, daß der Verdacht sich anderswo festsetze, um nicht so lange umherzuschweben, bis er sich auf ihn selbst niederließe, während er doch auch zugleich vor dem noch vermehrten Schrecken zurückbebte, einen Andern für sein Verbrechen büßen zu lassen.

„Dennoch aber wäre es ein sehr ernsthaftes Unternehmen gewesen, mit einer Beschuldigung dieser Art gegen einen Mann hervorzutreten, dessen Ruf bis jetzt makellos war, besonders da meine Ueberzeugung doch im Ganzen genommen eine mehr instinktive, als auf Beweise begründete war. Selbst aber wenn sie begründet war, so war ich doch vielleicht nicht im Stande, meine Behauptungen durchzuführen, und ein solches Mißlingen mußte auf alle Fälle für mich äußerst demüthigend und unangenehm sein.

„Ich glaube, daß ich mit Rücksicht auf dieses Alles versucht gewesen wäre, die Sache ganz auf sich beruhen zu lassen, wenn ich nicht von der bevorstehenden Verbindung zwischen den beiden Familien gehört hätte. Dies bestimmte mich. Ich konnte nicht

zugeben, daß Ihr Sohn die Tochter eines Meuchelmörders heirathe, und nun entwarf ich den Plan, den ich ausgeführt und dessen Gelingen durch die freimüthige Arglosigkeit, mit der Sie mich bei meiner Ankunft empfingen, wesentlich gefördert worden ist. Ich war so ziemlich überzeugt, daß, wenn Sie mir gestatteten, einige Wochen lang unangefochten für den Grafen zu gelten, ich die Wahrheit aus Francoeur locken würde, wenn er an dem Tode meines Bruders nicht schuldig wäre, oder daß ich ihn zwingen würde, sich zu verrathen, wenn er es wäre, und das Ergebniß ist so ausgefallen, wie ich erwartete, denn ich bin überzeugt, daß die Entdeckung dieses Morgens von ihm als ein letztes Auskunftsmittel herbeigeführt worden, um mich vollständig los zu werden und Sie in den Besitz des Vermögens zu setzen. Wie es kam, daß der Graf von Chateauroux sich in seine Macht begab und auf welche Weise er seinen Tod herbeiführte, werden wir niemals erfahren, wenn er nicht bekennt; ich bin aber überzeugt, daß der Beweggrund, welcher ihn zu der That bestimmte, der Wunsch war, seine begangenen Unredlichkeiten und Veruntreuungen nicht an den Tag kommen zu lassen."

Nicht ohne einen hohen Grad von Schmerz gab Herr De la Rive der ihm auf diese Weise aufgezwungenen Ueberzeugung von Francoeur's Schuld

nach. Es bestand zwischen ihnen ein an Freundschaft grenzendes vertrautes Verhältniß und die Liebe seines Sohnes zu der Tochter des Agenten machte die Sache doppelt schmerzlich. Indessen hatte er doch großen Grund, sich zu freuen, daß dieses letzte Glied nicht noch vor der Entdeckung fester geschmiedet worden war. Nun entstand die Frage: Was war zu thun? Der Inhalt des Korbes lieferte den unbestreitbaren Beweis, daß die in dem Brunnen gefundenen Ueberreste die des Grafen waren, und es fiel den beiden Herren nicht ein, zu bezweifeln, daß Francoeur seinen Tod herbeigeführt. Dennoch aber fühlte Herr De la Rive seiner Familie wegen großen Widerwillen, ihn öffentlich anzuklagen und dadurch auch seine unschuldigen Kinder in unauslöschliche Schande zu bringen. Die Gerechtigkeit aber verlangte die Entlarvung eines so großen Verbrechers, und Philibert Petit stellte sie als eine Pflicht dar, die man unmöglich umgehen könne.

Während die beiden Herren so auf dem Schlosse diese Angelegenheit besprachen, ward der unglückliche Agent von der martervollsten Ungewißheit gepeinigt. Er war sich bewußt, daß er seine Rolle schlecht gespielt, und hatte in Petit's Zügen den Argwohn gelesen. Der Schleier war von seinem Antlitze auf immer gefallen; es war dem Auge der Welt enthüllt

und er wußte, daß er das seine nie wieder zu dem eines ehrlichen Mannes emporheben könne. Nach einiger Zeit kehrte er von dem Pachtgute nach Hause zurück, wo er den Tag und die Nacht in unaussprechlicher Angst zubrachte. Der Anblick seiner Kinder — besonders seiner schönen Tochter, derjenigen, welche von Alexis De la Rive geliebt ward — marterte seine Seele. Er wünschte Muth genug zu besitzen, um sich dem Tode in die Arme zu stürzen, aber sein Geist erzitterte vor dem Jenseits und was ihm dort bevorstünde.

Wir schreiben dergleichen traurige Geschichten von Verbrechen niemals nieder, ohne uns versucht zu fühlen, zu wiederholen, daß, wenn, abgesehen von aller Furcht vor menschlicher Rache oder göttlicher Gerechtigkeit, ein solcher Unglücklicher nur einen Augenblick lang die Hölle fühlen könnte, die er dann für immer in seinem Busen trägt, dergleichen verbrecherische Thaten niemals begangen werden würden. Der menschlichen Rache, oder auch sogar der Entdeckung, kann man entgehen, und das göttliche Gericht bleibt oft bis an das Ende eines langen Lebens verschoben, aber der glühende Fluch eines bösen Gewissens wird von dem Verbrechen geboren — er ist dessen niemals ausbleibende Frucht, die sicherlich blühet, aber niemals welkt.

Wir leugnen nicht, daß das Leben und der Tod einiger Verbrecher der niedrigsten Klasse, die in Unwissenheit und Verstocktheit versunken sind, dieser Behauptung zu widersprechen scheint. Dies sind aber seltene Ausnahmsfälle, auf welche Niemand in Bezug auf sich selbst rechnen darf. Sie sind eben so seltsam und selten als die Beispiele, von welchen wir zuweilen in Bezug auf Unempfindlichkeit gegen physischen Schmerz lesen, und man könnte auf diese wenigen Beispiele hin eben so gut hoffen, die Amputation eines Gliedes ohne Schmerz auszuhalten, als mit dem Blute eines Mitmenschen auf dem Gewissen Frieden und ruhigen Schlaf zu genießen.

Obschon Francoeur den Grafen nicht ermordet hatte, so waren doch die Umstände des Falles von der Art, daß er sich an seinem Tode eben so schuldig fühlte, als ob er sein Mörder gewesen wäre. Er hatte geerntet, was er gesäet. Von der Stunde des Todes des Grafen an war er ein elender Mensch gewesen und trotz des Erfolges, mit dem er die Welt getäuscht, nicht im Mindesten weniger elend. Niemand trug jemals eine geheime Last des Leidens, ohne zu fühlen, wie sehr sie durch Theilnahme und Sympathie erleichtert werden würde, und je sorgfältiger wir sie vor unsern Mitmenschen verbergen, desto unerbittlicher drückt sie uns selbst. Es muß ein bitterer Schmerz für ein nicht in den Schlamm gänzlicher Verderbtheit versunkenes menschliches Wesen sein, zu fühlen, daß, während es mit tugendhaften und biedern Gemüthern umgeht, doch jede reine Seele und jedes freundliche Antlitz sich auf immer von ihm

abwenden würde, wenn sie das lesen könnten, was auf den schwarzen Tafeln seiner eigenen niemals sterbenden Erinnerung geschrieben steht.

Lange Jahre hatten diese furchtbaren Gedanken an Francoeur's Herzen genagt und seine Gesundheit untergraben. Er war nicht über fünfzig Jahre alt, aber er sah aus und fühlte sich wie ein Siebenziger, und nun, da der Kampf vorüber und das Spiel unwiederbringlich verloren war, sank die Natur erschöpft zusammen.

Als De la Rive und Philibert Petit am folgenden Morgen wieder nach dem Pachtgute ritten, um mit dem Agenten zu sprechen, und zu hören, was er in Bezug auf die Ereignisse des vorigen Tages zu sagen habe, erfuhren sie, er sei so krank, daß er nicht im Stande sei, sein Bett zu verlassen, und seine Gattin habe nach Arles geschickt, um einen Arzt holen zu lassen.

Aber kein irdischer Arzt war im Stande, ihm zu helfen. Er erholte sich nie wieder und starb am dritten Tage. Ehe er verschied, legte er einem Priester ein volles, unumwundenes Bekenntniß ab und trug ihm auf, es nach seinem Tode Herrn De la Rive mitzutheilen, den er bei ihrer früheren Freundschaft beschwören ließ, seiner unschuldigen Familie die Schrecknisse einer gerichtlichen Blosstellung und den Schmerz zu ersparen, der sich ihrer bemächtigen mußte, wenn sie die Schuld ihres Vaters erführe.

Herr De la Rive war eben so erfreut als überrascht, zu erfahren, daß Francoeur weit weniger strafbar war, als man von ihm vorausgesetzt, und

er und Philibert erfüllten gern seine letzte Bitte. Bloß der junge Alexis ward in das traurige Geheimniß eingeweiht, worauf sein Vater ihn auf Reisen schickte, während er es übernahm, das bestehende Verhältniß zwischen ihm und Francoeur's Tochter abzubrechen. Zeit, Abwesenheit und Wechsel des Aufenthalts heilten endlich die Wunden des Liebenden; das Herz des armen Mädchens jedoch war von weicherem Stoffe, und eine langsame Abzehrungskrankheit und ein geduldiger Tod waren ihr Antheil an der Sühne der Schuld ihres Vaters und das traurige Ende ihrer treuen Liebe.

Nachdem Philibert Petit seinen Zweck erreicht, kehrte er nach Paris zurück, zufrieden mit der Stellung, welche ein so seltsamer Zufall auf der einen und sein eigenes gutes Verhalten auf der andern Seite ihm bereitet, während die auf diese Weise herbeigeführte vertraute Freundschaft, so wie De la Rive's Ueberzeugung, daß er wirklich aus dem Blute der Chateauroux' stammte, zu einer Verbindung zwischen Alexis und seiner jüngsten Tochter führte, so daß Philibert Petit's Enkel die Erben und Besitzer der Herrschaft wurden, welche das verhängnißvolle Heirathsgut seines unglücklichen Bruders gewesen war.

Ende des ersten Bandes.

Druck von C. Roeßler in Grimma.

Licht und Finsterniß

oder

Geheimnisse des Lebens.

Von

Mrs. Crowe,

„Susanne Hopley", „Lilly Dawson", „Linny
ckwood", „Die Nixen" u. s. w.

Deutsche übertragen

von

A. Kretzschmar.

Zweiter Band.

Wurzen,

Verlags-Comptoir.

1857.

erlaubte ich mir, einige Zeilen an Ihren Bruder zu richten und Francoeur seiner Ueberwachung zu empfehlen. Welchen Eindruck diese Mahnung auf ihn machte, weiß ich nicht, da er auf diesen Theil meines Briefes keine Antwort gab.

„Ich kann kaum sagen, ob ich mit Freude oder mit einer gegentheiligen Empfindung nach Verlauf von achtzehn Monaten erfuhr, daß, da der Zweck der gespielten Komödie erreicht sei, es mir nun freistehe, mich zu entfernen, sobald es mir beliebe. Man schickte mich nicht fort, bemerken Sie wohl. Man sagte mir blos, ich sei frei; es sei in Paris eine gewisse Summe Geldes für mich deponirt und mir ein Unterkommen in einem Handelshause vermittelt worden, welches mich in den Stand setzen würde, mich zur Wohlhabenheit und einer angenehmen Stellung in der Gesellschaft emporzuarbeiten, wenn ich mich klug benähme — ein Punkt, in Bezug auf welchen Ihr Bruder und Ihre Schwester so gefällig waren, zu bemerken, daß sie darüber keinen Zweifel hegten.

„Ich gestehe, das Leben, welches ich führte, war in gewissen Beziehungen zu angenehm, als daß ich ihm ohne Bedauern hätte entsagen können. Andererseits aber war es auch zu ruhig und passiv, um einem jungen Manne vollkommen zu genügen, und

überdies hatte ich mich niemals mit dem Gedanken an den Betrug, den ich übte, aussöhnen können. Deßhalb entsagte ich nicht ganz ungern meiner Eigenschaft als Graf, und reis'te, nachdem ich von der Gräfin insgeheim Abschied genommen, mitten in der Nacht ab, weil dies die mit meiner übernommenen Rolle übereinstimmendste Weise war, und ohne den Dienern eine Andeutung über meine Absicht zu geben, während ich die wärmsten Versicherungen des Wohlwollens von Seiten Ihres Bruders und Ihrer Schwester mitnahm.

„Die Versprechungen, die sie mir gemacht, wurden vollständig erfüllt. Ich war dem Herrn Colard als ein weitläufiger Verwandter Ihrer Familie empfohlen worden und fand — was ich nicht zu hoffen gewagt — daß man mir einen Antheil an der Firma gekauft, so daß es meine eigene Schuld gewesen wäre, wenn ich mich nicht emporgearbeitet hätte.

„Dieses Verraths an mir selbst und einer solchen Undankbarkeit gegen meine Wohlthäter machte ich mich aber nicht schuldig. Ich stieg schnell, verheirathete mich gut und bin, um meine Geschichte kurz zu machen, jetzt ein reicher Mann."

„Aber," sagte Eugen, „in Bezug auf die Beweggründe zu Ihrem letzten plötzlichen Erscheinen hier

und die Quelle Ihres vermehrten Argwohns gegen den Agenten bin ich immer noch im Dunkeln."

„Das ist der Theil meiner Geschichte, zu welchem ich nun komme," entgegnete der alte Herr. „Vor ungefähr sechs Jahren führten mich Geschäfte in die Normandie, und als ich mich in der Nachbarschaft befand, fiel es mir ein, der alterthümlichen Stadt Rouen, von welcher ich so viel gehört, einen Besuch abzustatten. Ich muß Ihnen sagen, daß, obschon ich mich der wenigen Umstände aus meinen Kinderjahren, die ich Ihnen erzählt habe, entsann, ich doch nicht die mindeste Kenntniß von dem Namen meines Geburtsorts oder des Theiles von Frankreich, in welchem er lag, hatte. Nicht sobald aber hatte ich meinen Fuß auf den Platz der Kathedrale von Rouen gesetzt, als mir die ganze Umgebung wie ein Traum der Vergangenheit erschien. Ich erkannte sogar die einzelnen Häuser wieder und wußte sofort das herauszufinden, in welchem ich mit meiner Mutter gewohnt. Ich bin nicht im Stande, mit Worten die Gefühle auszudrücken, welche diese Erkennung in mir erweckte; nachdem ich aber so viel entdeckt, können Sie sich leicht denken, daß ich noch mehr zu erfahren wünschte, und durch den Umstand, daß mein Vater der Commandant genannt worden war, wurden meine Nachfragen sehr erleichtert. Mein

eigenes Alter ergab mir das ungefähre Datum, und es ward mir nicht schwer, zu ermitteln, daß der Commandant der damals in Rouen stationirten Garnison der Graf von Chateauroux gewesen war.“

Neuntes Kapitel.

Als Eugen De la Rive die unerwartete Mittheilung vernahm, mit der wir unser letztes Kapitel schlossen, gab er sehr natürlich einige Ueberraschung zu erkennen, und es schien in ihm ein leichter Argwohn aufzusteigen, daß diese Geschichte möglicher Weise eine List des Prätendenten sei, um sich durch Erbrecht in den Besitz der Herrschaft und des Titels zu setzen. Auf alle Fälle stand er im Begriffe, ihn daran zu erinnern, daß, nachdem der Tod des Gatten der Gräfin nun festgestellt sei, das Besitzthum nothwendig auf ihre Familie und nicht an die seine fiele, als der alte Herr, der wahrscheinlich seine Gedanken in seinen Zügen las, diese Mahnung unnöthig machte.

„Glauben Sie nicht,“ sagte er, „daß ich hereingekommen bin, um Anspruch auf irgend ein Besitzthum, das mein Bruder hinterlassen hat, oder auch

nur auf seinen Namen zu machen, obschon ich von unserer Verwandtschaft überzeugt bin. Durch genaue Nachforschungen in Bezug auf die Ehe des Grafen Joachim habe ich außer allen Zweifel gestellt, daß er in Rouen, während er Commandant der dortigen Garnison war, mit der Tochter eines Tuchhändlers vermählt, daß aber wegen des nicht ebenbürtigen Ranges der jungen Frau dieses Bündniß geheim gehalten ward bis zum Tode seines Vaters, worauf er die Normandie verließ, und daß sie kurz darauf ebenfalls Rouen Lebewohl sagte, um in Begleitung ihres kleinen Sohnes sich zu ihrem Gatten im Süden zu begeben.

„Ich hege nicht den leisesten Zweifel, daß ich dieses Kind und sonach der älteste Sohn dieses Hauses bin, aber ich habe durchaus nicht die Absicht, meinen Anspruch geltend zu machen. Als Privatmann bin ich reich, und mein Sohn, der jetzt Theilhaber des Geschäftes ist, aus welchem ich mich zurückgezogen, wird nach mir auch reich sein, während meine Töchter sehr glücklich an achtbare Geschäftsleute verheirathet sind. Die Entdeckung, daß ich ein Graf wäre, würde möglicher Weise ihre Ruhe stören, das angenehme Gleichgewicht, in welchem meine Familienangelegenheiten sich jetzt befinden, aufheben und mich sicherlich sofort in beengende Umstände versetzen.

Ein armer Edelmann zu sein, ist eine Stellung, nach welcher ich nicht im Mindesten trachte. Der Name, den ich stets getragen, ist Philibert Petit. Der erste war der Taufname, bei welchem meine Mutter mich stets rief; der zweite ward mir bei dem Regimente gegeben, weil ich noch ein Kind war, als die Soldaten mich fanden und mitnahmen. Als Philibert Petit habe ich gelebt und als Philibert Petit gedenke ich zu sterben.

„Jedoch, ich fahre nun in meiner Geschichte weiter fort. Nachdem ich auf diese Weise meine Geburt und meine nahe Verwandtschaft mit dem Manne, dessen Stelle ich vertreten und den ich jetzt wohl meinen Bruder nennen darf, ermittelt, empfand ich natürlich den Wunsch, zu erfahren, ob jemals eine Nachricht von seinem Schicksale nach Arles gekommen sei. Durch meine Geschäftscorrespondenten erfuhr ich jedoch sehr bald, daß nach meiner Abreise alle Nachforschungen aufgehört hatten; denn die eigenthümliche Art und Weise meines Verschwindens war allgemein als ein genügender Beweis meiner Identität mit dem früheren Herrn des Schlosses betrachtet worden.

„Was mich betraf, so konnte ich nach Verlauf so vieler Jahre keinen Zweifel an seinem Tode hegen, und gestehe, daß mein früherer Verdacht gegen

Francoeur nicht blos wieder auflebte, sondern mir oft auch große Unruhe machte. Ich konnte nicht umhin, mich zu fragen, in wie weit ich berechtigt sei, mich schweigend und unthätig zu verhalten, besonders seitdem ich in mir ein Mitglied der Familie erkannt. Andererseits aber war der Grund, auf welchem dieser Argwohn ruhete, ein so unhaltbarer und mußte der Welt im Allgemeinen so aus der Luft gegriffen erscheinen, daß ich nicht wagte, mich in dieser Angelegenheit zu rühren. Ich hatte nicht den leisesten Schatten von Beweis, und konnte auch keinen Weg ersinnen, um dazu zu gelangen. So verschob ich es von Jahr zu Jahr, Etwas in der Sache zu thun, und hatte mich so ziemlich mit meiner eigenen Unthätigkeit ausgesöhnt, als ein Umstand sich ereignete, der mich plötzlich aus meiner Gleichgültigkeit aufrüttelte.

„Ein Freund in der Umgegend von Fontainebleau hatte mich oft eingeladen, einige Tage bei ihm zuzubringen, und da einige Geschäfte mich in die dortige Gegend führten, so beschloß ich, die Einladung anzunehmen und in seinem Hause zu übernachten. Ich schrieb ihm daher, daß ich bei ihm soupiren würde, dafern ich vor einem gewissen Tage nichts Gegentheiliges von ihm hörte. Da ich keinen Brief erhielt, so schloß ich, daß ich erwartet würde, und

traf demgemäß meine Anordnungen. Die Entfernung war aber größer, als ich berechnet, und da es beinahe Mitternacht war, als ich an dem Thore vorfuhr, so gerieth ich in nicht geringe Verlegenheit, als ich von dem Manne, der die Thür öffnete, erfuhr, daß sein Herr schon seit einigen Wochen abwesend sei. Ich wußte nicht, was ich anfangen sollte, denn es war ein weiter Weg, um zu dieser späten Stunde wieder zurück nach einem Gasthause zu fahren, und überdies war ich sehr müde. Ich glaube, daß ich ein sehr verdrießliches Gesicht machte, denn der Mann sagte, nachdem er ein wenig nachgedacht, wenn ich aussteigen wolle, so wolle er mit der Haushälterin sprechen und sie fragen, was man für mich thun könne. Deßhalb stieg ich vom Pferde und ward in einen großen Salon gewiesen, in welchem Familienportraits hingen und wo mein Freund, der Thürhüter, mich mit einem einzigen Lichte zurückließ, welches den Raum nur düster erleuchtete.

„Ich hatte das Licht in die Hand genommen, um ein Bildniß meines abwesenden Freundes zu betrachten, als ich, weil ich die Thür sich öffnen hörte, mich herumdrehte und eine Frau von respektablem Aussehen eintreten sah, welche in dem Augenblicke, wo sie die Augen auf mich warf, einen lauten Schrei ausstieß und aus dem Zimmer stürzte. In der

Meinung, daß ihr Schrecken durch den Anblick eines Fremden an der Stelle veranlaßt worden sei, wo sie Niemanden zu sehen erwartet, eilte ich ihr nach, bat sie, sich zu beruhigen, und versicherte ihr, daß ich ein ganz harmloser Reisender sei. Es dauerte indeß einige Zeit, ehe ich ihre Furcht so weit überwinden konnte, daß sie im Stande war, mir dieselbe zu erklären. Sie sank, weinend und schluchzend wie ein Kind, auf einen Stuhl in der Hausflur, und jedes Mal, wo sie ihre Augen zu meinem Gesichte emporhob, brach ihre Gemüthsbewegung wieder von Neuem aus.

„„Er ist es!“ rief sie, „ja, er ist es! Ja, ja, er ist es! er ist es!“

„Eine Zeitlang war dies Alles, was ich aus ihr bringen konnte; endlich aber, als sie sich einigermaßen beruhigt hatte, erfuhr ich, was ich in der That schon zu vermuthen begonnen, nämlich, daß sie mich für meinen Bruder hielt, und ich enttäuschte sie auch nicht sofort. Sie that nun alles Mögliche, um mir alle Bequemlichkeit zu verschaffen, und ich entdeckte bald, daß sie Niemand Anderes war als Clarisse, die Zofe der Gräfin von Chateauroux, welche mit dem Kammerdiener Morel vor der Verhaftung der Gräfin verschwunden war. Morel war todt und sie war jetzt die Haushälterin meines Freundes.

„Sie können sich leicht denken, daß dies eine sehr interessante Entdeckung war, und ich blieb nicht bloß jene Nacht, sondern auch den ganzen folgenden Tag dort, um mit Clarissen zu sprechen, welche ich bereit fand, mir Alles zu sagen, was sie wußte, was freilich nicht viel war. So wenig es aber auch war, so hatte es doch, in Verbindung mit meinen eigenen früheren Beobachtungen und Vermuthungen, eine gewisse Bedeutung für mich.

„Was aus dem Grafen geworden war, wußte sie eben so wenig, als die Welt im Allgemeinen. Sowohl sie als Morel, mit welchem sie damals heimlich verheirathet gewesen, hatten den Wortwechsel und die Drohung der Gräfin gehört, als sie sich für die Nacht trennten. Clarisse, die in der Nähe schlief, hatte sie in der Nacht aus ihrem Bette aufstehen und nach dem Zimmer ihres Gatten gehen hören, und gestand, daß ihr erster Gedanke, als man am Morgen das Zimmer leer und das Bett mit Blut befleckt fand, war, daß sie ihn ermordet habe. Eben so räumte sie ein, daß sie, von der Aufregung dieses furchtbaren Verdachtes beseelt, eben so wie ihr Mann in sehr beleidigenden Ausdrücken von der Gräfin gesprochen, und daß überdies, obschon verschiedene Bemerkungen und Betrachtungen in der Folge einen Wechsel in ihren Meinungen herbeiführten, sie doch

nicht die Ehrlichkeit und den Muth gehabt hatten, die gegen ihre Gebieterin erhobene Beschuldigung zurückzunehmen, weil sie fürchteten, dann selbst in Verdacht zu gerathen. „Wir wußten, daß einige Leute Argwohn gegen die Diener hegten,“ bemerkte sie, „und Herr Francoeur erschreckte uns sehr durch verschiedene Dinge, die er über diesen Gegenstand zu uns sagte, und wir glaubten, die Gräfin habe bei ihrem bedeutenden Vermögen und vornehmen Familienverbindungen mehr Aussicht, Gerechtigkeit zu erlangen, als wir. Als wir aber hörten, daß die Diener des Gerichts kommen würden, geriethen wir so in Angst und fürchteten so sehr, aufgefordert zu werden, zu beweisen, was wir gesagt hatten, daß wir die Flucht ergriffen und niemals wieder in diese Gegend zurückkehrten.“

„Die Andeutungen über das Schicksal meines Bruders, welche ich Clarissen abfragte, waren nur gering, aber doch nahm ich daraus genug ab, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß er in dem Schlosse selbst nicht ermordet worden; denn es war ganz unmöglich, daß die Gräfin oder irgend ein anderes Weib, selbst wenn sie ihn um's Leben gebracht, seine Leiche ohne Beihilfe hätte beiseite schaffen können. Es wäre dies für einen Mann nichts Leichtes gewesen. Nun aber ruhte auf Niemandem im Schlosse

der leiseste Verdacht, als auf der Gräfin und den beiden Leuten, welche entflohen waren, und von der Unschuld dieser war ich nun vollkommen überzeugt. Ueberdies schien es vollkommen klar zu sein, daß der Graf sich freiwillig entfernt. Ich ermittelte, daß die große Hausthür, die inwendig verschlossen worden, als die Diener sich zur Ruhe begaben, am Morgen bloß eingeklinkt gefunden ward, und daß die Klinke sowohl als das Treppengeländer mit Blut befleckt waren. Diese Flecken rührten, wie man vermuthete, von der Hand des Mörders her, doch hielt ich es für wahrscheinlicher, daß sie von der Hand meines Bruders herrührten, als ich erfuhr, daß auf dem Fußboden seines Zimmers Glasscherben gefunden worden waren. Obschon es ferner gegründet war, daß er seinen Mantel und sein Pferd zurückgelassen hatte, so konnte er doch, sobald er sich heimlich entfernen wollte, gar nichts Anderes thun, denn das Pferd war im Stalle eingeschlossen und Morel hatte selbst den Mantel weggenommen. Der übrige Theil seines Anzugs aber war mit ihm verschwunden, und ich konnte kaum daran zweifeln, daß dieser auf seinem eigenen Rücken fortgetragen worden.

„Je mehr ich Clarissen ausfragte, desto lebhafter ward nun mein Verdacht gegen Francoeur. Ich erfuhr von ihr, daß er am Morgen nach dem

Verschwinden meines Bruders, als er zum Frühstücke kam, sich in einem Zustande von so sichtbarer Aufregung und Verwirrung befunden hatte, daß, als Madelon, als sie die große Glocke läuten hörte, nach dem Hause hinauf kam, um zu hören, was vorgefallen sei, sie sagte, sie sei ganz erschrocken, weil sie gleich an Francoeur's Gesichte, als sie demselben das Thor geöffnet, gesehen habe, es müsse etwas Furchtbares geschehen sein. Jedermann hatte seine Leichenblässe und den seltsamen Ausdruck seines Gesichts bemerkt, und eben so wie seine Hand zitterte und seine Lippen bebten. Ueberdies hatte er, obschon er lange genug gewartet, keinen Bissen Frühstück genossen, und als er das Haus verließ, bemerkte der Lakai, daß er, anstatt nach der Hausthür zu gehen, sich nach der entgegengesetzten Richtung hin wendete, als ob er mit der Lokalität ganz unbekannt gewesen wäre. Diese Symptome von Aufregung und viele andere Sonderbarkeiten, die man später bemerkte, wurden seiner Besorgniß um den Grafen beigemessen; ich dagegen gab ihnen eine andere Deutung, besonders als ich von Clarissen erfuhr, daß er durch verschiedene und wiederholte Hindeutungen ihr und Morel die Furcht einzuflößen gesucht, daß auch ihnen Gefahr drohe, wenn die Behörden einschritten, und daß, mit Einem Worte, obschon er ihnen niemals direkt

gerathen, zu fliehen, doch er es war, welcher sie auf diesen Gedanken gebracht. Ich glaubte in seinem ganzen Thun und Wesen die rastlose Einmischung und den krummen Weg eines schuldbewußten Gemüthes zu erkennen, welcher wünschte, daß der Verdacht sich anderswo festsetze, um nicht so lange umherzuschweben, bis er sich auf ihn selbst niederließe, während er doch auch zugleich vor dem noch vermehrten Schrecken zurückbebte, einen Andern für sein Verbrechen büßen zu lassen.

„Dennoch aber wäre es ein sehr ernsthaftes Unternehmen gewesen, mit einer Beschuldigung dieser Art gegen einen Mann hervorzutreten, dessen Ruf bis jetzt makellos war, besonders da meine Ueberzeugung doch im Ganzen genommen eine mehr instinktive, als auf Beweise begründete war. Selbst aber wenn sie begründet war, so war ich doch vielleicht nicht im Stande, meine Behauptungen durchzuführen, und ein solches Mißlingen mußte auf alle Fälle für mich äußerst demüthigend und unangenehm sein.

„Ich glaube, daß ich mit Rücksicht auf dieses Alles versucht gewesen wäre, die Sache ganz auf sich beruhen zu lassen, wenn ich nicht von der bevorstehenden Verbindung zwischen den beiden Familien gehört hätte. Dies bestimmte mich. Ich konnte nicht

zugeben, daß Ihr Sohn die Tochter eines Meuchelmörders heirathe, und nun entwarf ich den Plan, den ich ausgeführt und dessen Gelingen durch die freimüthige Arglosigkeit, mit der Sie mich bei meiner Ankunft empfingen, wesentlich gefördert worden ist. Ich war so ziemlich überzeugt, daß, wenn Sie mir gestatteten, einige Wochen lang unangefochten für den Grafen zu gelten, ich die Wahrheit aus Francoeur locken würde, wenn er an dem Tode meines Bruders nicht schuldig wäre, oder daß ich ihn zwingen würde, sich zu verrathen, wenn er es wäre, und das Ergebniß ist so ausgefallen, wie ich erwartete, denn ich bin überzeugt, daß die Entdeckung dieses Morgens von ihm als ein letztes Auskunftsmittel herbeigeführt worden, um mich vollständig los zu werden und Sie in den Besitz des Vermögens zu setzen. Wie es kam, daß der Graf von Chateauroux sich in seine Macht begab und auf welche Weise er seinen Tod herbeiführte, werden wir niemals erfahren, wenn er nicht bekennt; ich bin aber überzeugt, daß der Beweggrund, welcher ihn zu der That bestimmte, der Wunsch war, seine begangenen Unredlichkeiten und Veruntraunungen nicht an den Tag kommen zu lassen."

Nicht ohne einen hohen Grad von Schmerz gab Herr De la Rive der ihm auf diese Weise aufgezwungenen Ueberzeugung von Francoeur's Schuld

nach. Es bestand zwischen ihnen ein an Freundschaft grenzendes vertrautes Verhältniß und die Liebe seines Sohnes zu der Tochter des Agenten machte die Sache doppelt schmerzlich. Indessen hatte er doch großen Grund, sich zu freuen, daß dieses letzte Glied nicht noch vor der Entdeckung fester geschmiedet worden war. Nun entstand die Frage: Was war zu thun? Der Inhalt des Korbes lieferte den unbestreitbaren Beweis, daß die in dem Brunnen gefundenen Ueberreste die des Grafen waren, und es fiel den beiden Herren nicht ein, zu bezweifeln, daß Francoeur seinen Tod herbeigeführt. Dennoch aber fühlte Herr De la Rive seiner Familie wegen großen Widerwillen, ihn öffentlich anzuklagen und dadurch auch seine unschuldigen Kinder in unauslöschliche Schande zu bringen. Die Gerechtigkeit aber verlangte die Entlarvung eines so großen Verbrechers, und Philibert Petit stellte sie als eine Pflicht dar, die man unmöglich umgehen könne.

Während die beiden Herren so auf dem Schlosse diese Angelegenheit besprachen, ward der unglückliche Agent von der martervollsten Ungewißheit gepeinigt. Er war sich bewußt, daß er seine Rolle schlecht gespielt, und hatte in Petit's Zügen den Argwohn gelesen. Der Schleier war von seinem Antlitze auf immer gefallen; es war dem Auge der Welt enthüllt

und er wußte, daß er das seine nie wieder zu dem eines ehrlichen Mannes emporheben könne. Nach einiger Zeit kehrte er von dem Pachtgute nach Hause zurück, wo er den Tag und die Nacht in unaussprechlicher Angst zubrachte. Der Anblick seiner Kinder — besonders seiner schönen Tochter, derjenigen, welche von Alexis De la Rive geliebt ward — marterte seine Seele. Er wünschte Muth genug zu besitzen, um sich dem Tode in die Arme zu stürzen, aber sein Geist erzitterte vor dem Jenseits und was ihm dort bevorstünde.

Wir schreiben dergleichen traurige Geschichten von Verbrechen niemals nieder, ohne uns versucht zu fühlen, zu wiederholen, daß, wenn, abgesehen von aller Furcht vor menschlicher Rache oder göttlicher Gerechtigkeit, ein solcher Unglücklicher nur einen Augenblick lang die Hölle fühlen könnte, die er dann für immer in seinem Busen trägt, dergleichen verbrecherische Thaten niemals begangen werden würden. Der menschlichen Rache, oder auch sogar der Entdeckung, kann man entgehen, und das göttliche Gericht bleibt oft bis an das Ende eines langen Lebens verschoben, aber der glühende Fluch eines bösen Gewissens wird von dem Verbrechen geboren — er ist dessen niemals ausbleibende Frucht, die sicherlich blühet, aber niemals welkt.

Wir leugnen nicht, daß das Leben und der Tod einiger Verbrecher der niedrigsten Klasse, die in Unwissenheit und Verstocktheit versunken sind, dieser Behauptung zu widersprechen scheint. Dies sind aber seltene Ausnahmsfälle, auf welche Niemand in Bezug auf sich selbst rechnen darf. Sie sind eben so seltsam und selten als die Beispiele, von welchen wir zuweilen in Bezug auf Unempfindlichkeit gegen physischen Schmerz lesen, und man könnte auf diese wenigen Beispiele hin eben so gut hoffen, die Amputation eines Gliedes ohne Schmerz auszuhalten, als mit dem Blute eines Mitmenschen auf dem Gewissen Frieden und ruhigen Schlaf zu genießen.

Obschon Francoeur den Grafen nicht ermordet hatte, so waren doch die Umstände des Falles von der Art, daß er sich an seinem Tode eben so schuldig fühlte, als ob er sein Mörder gewesen wäre. Er hatte geerntet, was er gesäet. Von der Stunde des Todes des Grafen an war er ein elender Mensch gewesen und trotz des Erfolges, mit dem er die Welt getäuscht, nicht im Mindesten weniger elend. Niemand trug jemals eine geheime Last des Leidens, ohne zu fühlen, wie sehr sie durch Theilnahme und Sympathie erleichtert werden würde, und je sorgfältiger wir sie vor unsern Mitmenschen verbergen, desto unerbittlicher drückt sie uns selbst. Es muß ein bitterer Schmerz für ein nicht in den Schlamm gänzlicher Verderbtheit versunkenes menschliches Wesen sein, zu fühlen, daß, während es mit tugendhaften und biedern Gemüthern umgeht, doch jede reine Seele und jedes freundliche Antlitz sich auf immer von ihm

abwenden würde, wenn sie das lesen könnten, was auf den schwarzen Tafeln seiner eigenen niemals sterbenden Erinnerung geschrieben steht.

Lange Jahre hatten diese furchtbaren Gedanken an Francoeur's Herzen genagt und seine Gesundheit untergraben. Er war nicht über fünfzig Jahre alt, aber er sah aus und fühlte sich wie ein Siebenziger, und nun, da der Kampf vorüber und das Spiel unwiederbringlich verloren war, sank die Natur erschöpft zusammen.

Als De la Rive und Philibert Petit am folgenden Morgen wieder nach dem Pachtgute ritten, um mit dem Agenten zu sprechen, und zu hören, was er in Bezug auf die Ereignisse des vorigen Tages zu sagen habe, erfuhren sie, er sei so krank, daß er nicht im Stande sei, sein Bett zu verlassen, und seine Gattin habe nach Arles geschickt, um einen Arzt holen zu lassen.

Aber kein irdischer Arzt war im Stande, ihm zu helfen. Er erholte sich nie wieder und starb am dritten Tage. Ehe er verschied, legte er einem Priester ein volles, unumwundenes Bekenntniß ab und trug ihm auf, es nach seinem Tode Herrn De la Rive mitzutheilen, den er bei ihrer früheren Freundschaft beschwören ließ, seiner unschuldigen Familie die Schrecknisse einer gerichtlichen Blosstellung und den Schmerz zu ersparen, der sich ihrer bemächtigen mußte, wenn sie die Schuld ihres Vaters erführe.

Herr De la Rive war eben so erfreut als überrascht, zu erfahren, daß Francoeur weit weniger strafbar war, als man von ihm vorausgesetzt, und

er und Philibert erfüllten gern seine letzte Bitte. Bloß der junge Alexis ward in das traurige Geheimniß eingeweiht, worauf sein Vater ihn auf Reisen schickte, während er es übernahm, das bestehende Verhältniß zwischen ihm und Francoeur's Tochter abzubrechen. Zeit, Abwesenheit und Wechsel des Aufenthalts heilten endlich die Wunden des Liebenden; das Herz des armen Mädchens jedoch war von weicherem Stoffe, und eine langsame Abzehrungskrankheit und ein geduldiger Tod waren ihr Antheil an der Sühne der Schuld ihres Vaters und das traurige Ende ihrer treuen Liebe.

Nachdem Philibert Petit seinen Zweck erreicht, kehrte er nach Paris zurück, zufrieden mit der Stellung, welche ein so seltsamer Zufall auf der einen und sein eigenes gutes Verhalten auf der andern Seite ihm bereitet, während die auf diese Weise herbeigeführte vertraute Freundschaft, so wie De la Rive's Ueberzeugung, daß er wirklich aus dem Blute der Chateauroux' stammte, zu einer Verbindung zwischen Alexis und seiner jüngsten Tochter führte, so daß Philibert Petit's Enkel die Erben und Besitzer der Herrschaft wurden, welche das verhängnißvolle Heirathsgut seines unglücklichen Bruders gewesen war.

Ende des ersten Bandes.

Druck von C. Roeßler in Grimma.



er und Philibert erfüllten gern seine letzte Bitte. Bloß der junge Alexis ward in das traurige Geheimniß eingeweiht, worauf sein Vater ihn auf Reisen schickte, während er es übernahm, das bestehende Verhältniß zwischen ihm und Francoeur's Tochter abzubrechen. Zeit, Abwesenheit und Wechsel des Aufenthalts heilten endlich die Wunden des Liebenden; das Herz des armen Mädchens jedoch war von weicherem Stoffe, und eine langsame Abzehrungskrankheit und ein geduldiger Tod waren ihr Antheil an der Sühne der Schuld ihres Vaters und das traurige Ende ihrer treuen Liebe.

Nachdem Philibert Petit seinen Zweck erreicht, kehrte er nach Paris zurück, zufrieden mit der Stellung, welche ein so seltsamer Zufall auf der einen und sein eigenes gutes Verhalten auf der andern Seite ihm bereitet, während die auf diese Weise herbeigeführte vertraute Freundschaft, so wie De la Rive's Ueberzeugung, daß er wirklich aus dem Blute der Chateauroux' stammte, zu einer Verbindung zwischen Alexis und seiner jüngsten Tochter führte, so daß Philibert Petit's Enkel die Erben und Besitzer der Herrschaft wurden, welche das verhängnißvolle Heirathsgut seines unglücklichen Bruders gewesen war.

Ende des ersten Bandes.

Druck von C. Roeßler in Grimma.



er und Philibert erfüllten gern seine letzte Bitte. Bloß der junge Alexis ward in das traurige Geheimniß eingeweiht, worauf sein Vater ihn auf Reisen schickte, während er es übernahm, das bestehende Verhältniß zwischen ihm und Francoeur's Tochter abzubrechen. Zeit, Abwesenheit und Wechsel des Aufenthalts heilten endlich die Wunden des Liebenden; das Herz des armen Mädchens jedoch war von weicherem Stoffe, und eine langsame Abzehrungskrankheit und ein geduldiger Tod waren ihr Antheil an der Sühne der Schuld ihres Vaters und das traurige Ende ihrer treuen Liebe.

Nachdem Philibert Petit seinen Zweck erreicht, kehrte er nach Paris zurück, zufrieden mit der Stellung, welche ein so seltsamer Zufall auf der einen und sein eigenes gutes Verhalten auf der andern Seite ihm bereitet, während die auf diese Weise herbeigeführte vertraute Freundschaft, so wie De la Rive's Ueberzeugung, daß er wirklich aus dem Blute der Chateauroux' stammte, zu einer Verbindung zwischen Alexis und seiner jüngsten Tochter führte, so daß Philibert Petit's Enkel die Erben und Besitzer der Herrschaft wurden, welche das verhängnißvolle Heirathsgut seines unglücklichen Bruders gewesen war.

Ende des ersten Bandes.

Druck von C. Roeßler in Grimma.

Bitte.
heim-
eisen
Ver-
abzu-
ufem-
; da-
heren
it und
Süh-
e ihre

reich,
Stel-
einer
andere
ise her-
Kirche
lute der
zwischen
je
ger d
olle H
sen w

er und Philibert erfüllten gern seine letzte Bitte. Bloß der junge Alexis ward in das traurige Geheimniß eingeweiht, worauf sein Vater ihn auf Reisen schickte, während er es übernahm, das bestehende Verhältniß zwischen ihm und Francoeur's Tochter abzubrechen. Zeit, Abwesenheit und Wechsel des Aufenthalts heilten endlich die Wunden des Liebenden; das Herz des armen Mädchens jedoch war von weicherem Stoffe, und eine langsame Abzehrungskrankheit und ein geduldiger Tod waren ihr Antheil an der Sühne der Schuld ihres Vaters und das traurige Ende ihrer treuen Liebe.

Nachdem Philibert Petit seinen Zweck erreicht, kehrte er nach Paris zurück, zufrieden mit der Stellung, welche ein so seltsamer Zufall auf der einen und sein eigenes gutes Verhalten auf der andern Seite ihm bereitet, während die auf diese Weise herbeigeführte vertraute Freundschaft, so wie De la Rive's Ueberzeugung, daß er wirklich aus dem Blute der Chateauroux' stammte, zu einer Verbindung zwischen Alexis und seiner jüngsten Tochter führte, so daß Philibert Petit's Enkel die Erben und Besitzer der Herrschaft wurden, welche das verhängnißvolle Heirathsgut seines unglücklichen Bruders gewesen war.

Ende des ersten Bandes.

Druck von C. Roeßler in Grimma.



er und Philibert erfüllten gern seine letzte Bitte. Bloß der junge Alexis ward in das traurige Geheimniß eingeweiht, worauf sein Vater ihn auf Reisen schickte, während er es übernahm, das bestehende Verhältniß zwischen ihm und Francoeur's Tochter abzubrechen. Zeit, Abwesenheit und Wechsel des Aufenthalts heilten endlich die Wunden des Liebenden; das Herz des armen Mädchens jedoch war von weicherem Stoffe, und eine langsame Abzehrungskrankheit und ein geduldiger Tod waren ihr Antheil an der Sühne der Schuld ihres Vaters und das traurige Ende ihrer treuen Liebe.

Nachdem Philibert Petit seinen Zweck erreicht, kehrte er nach Paris zurück, zufrieden mit der Stellung, welche ein so seltsamer Zufall auf der einen und sein eigenes gutes Verhalten auf der andern Seite ihm bereitet, während die auf diese Weise herbeigeführte vertraute Freundschaft, so wie De la Rive's Ueberzeugung, daß er wirklich aus dem Blute der Chateauroux' stammte, zu einer Verbindung zwischen Alexis und seiner jüngsten Tochter führte, so daß Philibert Petit's Enkel die Erben und Besitzer der Herrschaft wurden, welche das verhängnißvolle Heirathsgut seines unglücklichen Bruders gewesen war.

Ende des ersten Bandes.

Druck von C. Roeßler in Grimma.